

School of Theology at Claremont



1001 1351762

BT
IO
S42



The Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE
CLAREMONT, CALIFORNIA

von Muel...

Reinhold Seeberg
Von Christus
und dem Christentum

Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde - Berlin

GERMAN

LIBRARY
SOUTHERN CALIFORNIA SCHOOL
OF THEOLOGY
CLAREMONT, CALIF.

81
10
542

Von Christus und dem Christentum

Aufsätze

von

Reinhold Seeberg

Leipzig. N. 2., verb. N. 3.

Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin
1908

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Alle Rechte sind vorbehalten.

Vorwort.

Im Folgenden sind einige Aufsätze zusammengestellt, die ich im Lauf der letzten Jahre in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht habe. Den Anfang macht der hier zum dritten resp. vierten Mal ausgehende Vortrag „Warum glauben wir an Christus?“ Es folgt ein Aufsatz, der die Leser in populärer Form in die mancherlei Auffassungen vom Christentum, die in unseren Tagen einander gegenüberstehen, einzuführen versucht. Er ist in der Zeitschrift, in der er erschien, viel gelesen und privatim öfter von mir begehrt worden. Daher soll er hier zum zweiten Mal gedruckt werden. Den Schluß machen einige kleine Erörterungen aus dem Gebiet der Kunst in ihrem Verhältnis zur Religion und über einige kirchliche Zeitfragen, sowie eine Reihe von Aphorismen, die aus konkretem Anlaß vor Jahresfrist niedergeschrieben wurden. Es ist eine Grundanschauung, die durch dies Büchlein hindurchgeht und seine verschiedenartigen Bestandteile zur Einheit verbindet. Möchte sie dem freundlichen Leser zur Vertiefung der religiösen Erkenntnis anregen und ihn in etwas zum Verständnis der Eigenart und der Kraft der verschiedenen Auffassungen des Christentums in unserer Zeit förderlich sein! Mit dieser friedlichen Absicht sind diese Aufsätze seinerzeit geschrieben worden. „Nur Liebe hat Verständnis“ und „Kraft wird in Schwachheit vollendet“.

Berlin W. 50, den 7. Mai 1908.

R. Seeberg.

A 326

Inhalt.

	Seite
1. Warum glauben wir an Christus?	5
2. Eine neue Quelle über Christus?	39
3. Wirkliches Christentum	61
4. Andacht und Schönheit	110
5. Sprüche eines Vaters für seinen Sohn	120
6. Wichern	122

Warum glauben wir an Christus?*)

In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ berichtet Fürst Bismarck von einem Gespräch, das im Jahre 1853 in Ostende zwischen dem Prinzen Wilhem, dem nachmaligen ersten deutschen Kaiser, und ihm stattfand. Auf die Frage des Prinzen: „was verstehen Sie unter orthodox?“ sagte Bismarck: „beispielsweise jeden, der daran glaubt, daß Jesus Christus Gottes Sohn und für uns gestorben ist als ein Opfer für unsere Sünden.“ Darauf antwortete der Prinz, hocherröthend: „wer ist denn so von Gott verlassen, daß er das nicht glaubt!“

Fast fürchte ich, daß eine ähnliche Stimmung über den einen oder anderen kommt, wenn er die Frage aufwerfen hört: **w a r u m** glauben wir an Christus? Darf man denn das, was jedem Christen selbstverständlich als seiner Seele höchster Besitz erscheint, auch nur durch die äußere Form der Rede in Frage stellen?

Doch diese Stimmung würde auf einem Mißverständnis unserer Frage beruhen. Weder will dieselbe den Zweifel befördern, noch auch eigentlich den Zweifler widerlegen. Die Frage, die wir aufwerfen, gehört zu denen, die keinem Zeitalter und keinem Individuum der Christenheit fremd bleiben dürfen. Christ sein heißt an Christus glauben. Von diesem

*) Zugleich 3. Auflage des gleichbetitelten Vortrags.

Glauben machen wir Heil oder Unheil, Leben oder Tod abhängig, nicht nur für jenes, sondern auch für dieses Leben. Hängt alles in seinem Dasein an diesem Glauben, so muß jeder Christ innerlich darüber klar sein, warum er glaubt. Natürlich kann nicht jedem ein wissenschaftlicher Beweis des Glaubens zugeschoben werden; wohl aber kann kein Christ seines Glaubens gewiß und froh werden, ohne daß er in das Reine kommt über den für ihn innerlich zureichenden Grund seines Glaubens an Jesus Christus.

1.

Wir fragen also nicht, wie das Strauß seinerzeit tat, ob wir an Christus glauben? Wir setzen dies einfach voraus: wir glauben an Christus.

In dieser Voraussetzung ist ein Doppeltes enthalten, worüber wir uns zuvörderst zum Verständnis unserer Frage klar werden müssen. Was heißt „glauben“, und was für eine besondere Schätzung der Person Christi ist in dem Urteil, daß wir an ihn glauben enthalten?

Wir „glauben“. Das ist keine Redensart, sondern ein scharf geschnittener religiöser Begriff. Jedes Glauben ist das Erleben der Autorität einer Person, nicht einer äußerlich gesetzlichen, sondern einer innerlich und lebendig wirklichen Autorität. Eine Person ergreift uns innerlich, sodaß wir hinnehmen und annehmen, was sie uns sein, bringen und sagen will. Diese persönliche Hinnahme der geistigen Wirkungen und Gaben einer Person ist der Glaube. Darin besteht sein Wesen, wie Luther nicht müde geworden zu betonen. Die inneren Vorgänge, auf die wir hiermit kommen, begreifen aber mit Notwendigkeit in sich Vertrauen und Gehorsam. In mein Innerstes nehme ich Gaben nur auf, sofern ich der auf mich wirkenden Person gehorsam werde.

Und wenn diese Person mir Gutes und nur Gutes gibt, so gewinne ich zu ihr Vertrauen oder ich werde dessen gewiß, daß sie es mit mir gut meint und ich versehe mich von ihr nur des Guten. So wird der Glaube, sofern er in uns einen dauernden Zustand bewirkt, immer zum Vertrauen auf Gott. Aber der Gehorsam, wie das Vertrauen begleiten nur den Glauben in seinem eigentlichen Wesen. Der Glaube ist die Hinnahme dessen, was persönliche Autorität uns gibt. Diese Autorität wirkt den Glauben als Akt und Bewegung unserer Seele und gibt ihm seinen Gegenstand und Inhalt. Das gilt von jedem Glauben, das des Namens wert ist, auch unter Menschen. So glaubt das Kind den Eltern. Es gilt in sonderlicher Weise vom religiösen Glauben, dem Glauben an Gott. Der religiöse Glaube ist das Erleben der Wirkungen Gottes im Herzen. Man läßt sich Gott etwas sein und man empfindet, daß der lebendige Gott uns sich unterwirft und uns innerlich umwandelt. Es ist der Glaube ein Einziehen und Einschlürfen — daß ich so sage — dessen, was Gott uns wird und gibt. So ist der Glaube das genau entsprechende Korrelat zu der Offenbarung Gottes. Die Offenbarung ist nur für den Glauben, und der Glaube ist das einzige Mittel, der Offenbarung inne zu werden. Soviel man glaubt, soviel hat man von dem lebendigen, sich offenbarenden oder wirksamen Gott. Indem wir aber als sündige Menschen glauben, erleben wir Gottes Offenbarung als Gnade und Erbarmen, als heilwirkenden Willen. Daher sagt Luther: „Wer glaubt, der hat.“ Aber diese Rezeptivität ist selbst gewirkt durch die Lebensmächte, deren sie sich bemächtigt. Es ist klar, daß auch diese Hinnahme des sich offenbarenden Gottes nie bestehen kann ohne Vertrauen zu Gott und Gehorsam gegen Gott.

Das ist der Glaube. Es ist ein Aufnehmen der Einwirkungen Gottes, die hinabreichen in die innersten Motive unseres Lebens, es ist das Erleben der Umwandlung dieser Motive. Wir spüren in einem die Wandlung dieser Motive als uns angetan und gegeben und damit und dadurch in uns und von uns vollzogen. Sofern nun diese Einwirkung und Wandlung keine partielle ist, sondern unser sündiges Leben in seinem Kern ergreift, führen wir sie auf Gott zurück. Seine Macht und seine Autorität ist eine schlechthin unbegrenzte, nur schuldhafter Widerstand kann ihr entgegentreten. Geht es wie es gehen soll, so glauben wir nicht nur dies oder jenes was Gott gibt, sondern wir nehmen es in seiner Ganzheit hin. Der ganze Gott überwindet uns, und unser ganzes Wesen überwindet er. Das ist gemeint, wenn wir von Menschen nur sagen: wir glauben ihnen, aber von Gott sagen: wir glauben an ihn.

Dieser Glaube an Gott ist der Glaube in religiösem Sinn. Oder wir bezeichnen als Glauben im eigentlichen Sinn nur diese Sinnahme der geistlichen Einwirkungen Gottes in seiner Offenbarung. In diesem Sinne kann man sagen: wir glauben an Gott und an nichts in der Welt! Denn nichts in der Welt wird uns zu der absoluten unwandelbaren und überwältigenden Autorität, die — wegen dieser ihrer Art — das Innerste umkehrt und alle Ziele desselben wandelt.

Das also meinen wir, wenn wir vom Glauben an Christus reden. Darin ist dann das andere enthalten. Wir glauben nur an Gott. Also ist es gleich, ob ich sage: ich glaube an Christus, oder: ich bekenne die Gottheit Christi. Die Tatsache, daß wir an Christus glauben, enthält bereits in sich die religiöse Überzeugung von der Gottheit Christi.

Freilich dies kann mißdeutet werden. Es kann so auf-

gefaßt werden, als flechte erst der Glaube der Gemeinde dem Menschen Jesus den Kranz der Gottheit. Es ist deutlich, daß wir das Gegenteil meinen. Gewiß sind beide Urteile richtig, sowohl: weil wir an Christus glauben, ist er uns Gott, als auch: weil Christus Gott ist, glauben wir an ihn. Aber jenes erste Urteil besagt in unserem Sinn doch nur, daß das Erlebnis des Glaubens der subjektive Grund unseres Bekenntnisses der Gottheit Christi ist, daß aber dieser Glaube selbst keinen anderen objektiven Grund hat als die göttliche Kraft Christi. Die Gottheit Christi erzeugt als die Offenbarung Gottes den Glauben und damit die Gemeinde der an Christus Gläubigen.

Hiermit muß voller Ernst gemacht werden. Es ist doch nicht weniger wunderbar, daß die Apostel ihren Glauben an Christus bekannten, als daß sie den Mann, der vor kurzer Zeit auf Erden unter ihnen gewelt hatte, als den „großen Gott“ und den „eingeborenen Gott“ (Joh. 20, 28; Röm. 9, 5; Tit. 2, 13; 2. Thess. 1, 12; Joh. 1, 18 nach richtiger Lesart) bezeichneten und daß sie, denen die Anbetung eines Engels verwehrt wird (Offenb. 19, 10), sich nicht gescheut haben, betend Christum den Herrn anzurufen in allerhand leiblicher oder geistlicher Not (Apostelgesch. 7, 59, Offenb. 22, 20; 1. Kor. 1, 2 vgl. Apostelgesch. 9, 14. 21; 2. Kor. 12, 8). Kein Ausdruck der Kirchenlehre von der Gottheit Christi kann in diesem Zusammenhang als zu hoch gegriffen bezeichnet werden. Der, an den wir glauben und zu dem wir beten, der ist ewiger Gott von Art.

Wir leben in einem Zeitalter der Heroenverehrung. Goethes Erkenntnis der Macht der Persönlichkeit klingt wieder in Carlyles „Helden“. Nießches bekannte Verherrlichung des „Übermenschen“ ist neuerlich hinzu gekommen. Die Beobachtung, wie weite Kreise die große Persönlichkeit

in der Geschichte bewegt und belebt, ist uns wertvoll geworden als Gegengewicht gegen die idealistische oder materialistische Geschichtskonstruktion nach Hegelschen oder Darwinischen Prinzipien. Nicht abstrakte Ideen und nicht die rein natürliche Entwicklung erzeugt das Leben und Werden der Menschheit, die großen Persönlichkeiten tun das Beste dabei. Es ist keine Frage, daß diese Gedanken auch den Sinn und das Verständnis für Jesu Person und Wirken belebt haben. Wir schelten das wahrlich nicht. Aber wir müßten es freilich allewege auf das schärfste zurückweisen, wenn irgendwie der „Übermensch“ Jesus den Gottmenschen Christus ablösen sollte. Heroen werden übertroffen und veralten, man glaubt ihnen, aber man glaubt nicht an sie. Die Christenheit aber glaubt an Christum, sie würde aufhören zu sein was sie ist, wenn dieser Glaube aufhörte oder modifiziert würde.

Das sind die Voraussetzungen, die in unserer Frage enthalten sind. Zu ihnen bekennen wir uns also. Die Frage aber war, welchen innerlich zureichenden Grund wir zu diesem unserem Glauben an Christus haben.

2.

Warum glauben wir an Christus?

Die Frage scheint manchem auf den ersten Blick sehr leicht zu beantworten. Man verweist etwa darauf, daß die Kirche seit den Tagen der Apostel die Gottheit Christi „gelehrt“ habe. Mit steigender Klarheit und wachsender Bestimmtheit habe sich dieser Glaube im Laufe der kirchlichen Entwicklung entfaltet. Die führenden Geister der Kirche — ein Paulus, ein Athanasius, ein Augustin und ein Luther — haben sich zu ihm deutlich und unmißverständlich bekannt. Man kann noch ein übriges tun, indem man den

Fragesteller auf die Schranken seines religiösen Lebens und seines geschichtlichen Gesichtskreises hinweist. So scheint die Forderung, „zu glauben, was die Kirche glaubt“, ausreichend begründet und dadurch unsere Frage beantwortet zu sein. Allein die Formel, auf die wir damit geraten sind, hat in der evangelischen Christenheit einen üblen Klang. Sie bringt nämlich die mittelalterliche Auffassung von der *fides implicita* zum Ausdruck, und von dieser hat Luther bekanntlich geurteilt, man glaube sich durch diesen Köhlerglauben, der glaubt was die Kirche glaubt, in die Hölle hinein!

Ich erinnere mich freilich, einst von einem hervorragenden Mitglied eines Kirchenregiments eine Klage über das Schwinden der *fides implicita* gehört zu haben. Aber indem dem Mann das maßgebende Urteil Luthers offenbar nicht geläufig und ihm kirchenpolitische Tendenzen im Vordergrund standen, kann hierin kein wohl erwogenes evangelisches Urteil erblickt werden. Im Ernst kann ja kein evangelischer Christ daran zweifeln, daß das entscheidende Erlebnis seines Daseins von ihm selbst wirklich erlebt sein muß. Was nützen mir, wenn es sich um Leben und Seligkeit handelt, die Versicherungen großer Männer und alter Synoden? Und zu welch sinnloser und frevelhafter Verlehrung führt — genau genommen — jener Gedanke! Ich unterwerfe mich Christo, weil ich mich der Autorität der Väter von Nicäa und Chalcedon, Athanasius oder Luther unterwerfe. Oder: ich erkenne Gottes Autorität auf irdische Autorität hin an. Wie man die Autorität der Schrift abhängig macht von der Anerkennung der Kirche, so würde hier Christi Gottheit recht eigentlich von der Kirche produziert. Die Hauptsache wäre die Unterwerfung unter die Feststellungen der Kirche.

So nackt tritt dieser Gedanke in evangelischen Kreisen

ja wohl kaum jemals hervor. Aber nicht nur das Bedürfnis nach Ruhe bei den Leitern, auch der Trieb nach fleischlicher Sicherheit und Sorglosigkeit bei den Geleiteten kann diesem Irrwahn die Bahn ebnen. Es ist daher eine Aufgabe der evangelischen Christenheit, diesen Gedanken in jeder Gestalt und auch in den verborgensten und scheinbar unschuldigsten Anwendungen zu bekämpfen. So auch in dem Spielraum unserer Frage. Und gelänge es wirklich für einige Zeit jemand auf diesem Wege zu beruhigen: was wäre damit gewonnen? Eine falsche Begründung ist schlimmer als gar keine Begründung. Und die politische Verteidigung der Wahrheit pflegt derselben nur schlechte Dienste zu leisten. Auch unseren Kindern, auch den Anfängern im Glauben sind wir die Wahrheit schuldig. Es handelt sich nicht darum, sich oder andere zeitweilig zum Schweigen zu bringen, es handelt sich darum, auf den Weg zu kommen, wo vor der inneren Kraft erlebter Überzeugung der Zweifel verstummt.

Doch man sagt weiter: Gewiß, die evangelische Christenheit begründet ihren Glauben nicht auf die Autorität der Kirche, sondern auf die Autorität der heil. Schrift. Die Schrift lehrt, daß Christus Gott ist — wir vermeiden absichtlich den der näheren Deutung bedürftigen, aber in diesen Verhandlungen gern ohne Deutung gebrauchten Titel „Gottessohn“ — also sind wir verpflichtet, das zu glauben. Diese Antwort scheint evangelische Farbe zu haben. Man kann wirklich mit leichter Mühe eine große Anzahl von Stellen aus den Schriften der Reformatoren für sie anführen. Und doch kommen wir auch mit dieser Antwort nicht zu rechte. In früheren Zeitaltern meinte man freilich die Bibel als ein inspiriertes Lehrbuch dogmatischer Begriffe ansehen zu können. Indem man in dem Christen eine zureichende Erfahrung

hiervon ansehte, umfaßte der Christ vermöge seines Bibeldglauben — implicite — alle Glaubenslehren der Bibel. Da aber die alte Inspirationslehre gefallen ist, ist dieser Weg nicht mehr gangbar. Nun wird freilich der christliche Dogmatiker auch heute biblische Gedanken und Begriffe als autoritativ sicher verwenden. Aber dies Verfahren beruht auf einer eingehenden Begründung der Autorität der Schrift und auf einer neuen Anschauung von der Inspiration der Schrift. Diese aber läuft darauf hinaus, daß die Christenheit die Gedanken der Schrift in ihrem Glauben als Gottes Offenbarung erfährt. Nun sind aber diese Gedanken zusammengefaßt in Christo, dem göttlichen Wort oder der abschließenden Offenbarung Gottes (Joh. 1, 1; Hebr. 1, 2). In Wirklichkeit ist also das Verhältniß dies, daß uns die Autorität der Schrift sicher wird, indem wir ihren Inhalt, d. h. Christum im Glauben ergreifen. Dann wäre es aber im Zusammenhang unserer Betrachtung hier ungeschickt, den Glauben an Christus auf die Autorität der Schrift zu begründen, da diese ja selbst auf den Glauben an Christus zurückwies. Indem wir diesen Zusammenhang aufrecht erhalten, folgen wir mit Bewußtsein den Anleitungen, die Luther gegeben hat. Also müssen wir auch den Ausgang von der Schriftlehre als solcher aufgeben, gerade so kommen wir in die Schriftwahrheit und in den Schriftglauben hinein.

3.

Warum glauben wir an Christus?

Um eine Antwort auf die Frage zu finden, wollen wir zunächst uns über die Entstehung des Glaubens an Christus verständigen. Der Glaube hat seinen Anlaß an einer Kunde (Röm. 10, 17). Der Glaube an Christus wird äußerlich

veranlaßt durch den Bericht von den Worten und Werken Jesu in den Evangelien. Eine geschichtliche Gestalt, die dieser Welt angehört und doch nicht von dieser Welt ist, tritt uns entgegen. Der geistige Inhalt dieser Person ist wunderbar, das fesselt uns. Vielleicht stieße es uns ab, wenn nicht gerade dies dieser Gestalt den eigentümlichen Brotergeruch, den Hauch der sprudelnden Quelle verliehe. Wir werden auf sie aufmerksam, weil sie Fragen stellt und Antworten gibt. Hierdurch wie dadurch werden Rätsel gebracht und Rätsel gelöst. Es erwächst ein Zusammenhang zwischen unserem Leben und dem Leben Jesu. Es geht uns an, denn dies geschichtliche Leben scheint Licht zu werfen in die dunkelsten Fragen, die wir alle kennen; die uns bleiben, auch wenn sie uns quälen. Nun sagte man uns — in irgend einer Form — der Mann, der uns hier fesselte, sei Gott. Diese Aussage aber schwebte für uns zunächst über der Sache, sei es, daß der Erwachsene anfangs nur von den Zügen des Menschensohnes zu sagen wußte, sei es, daß das Kind sich irgendwie diesen Menschen als Gott dachte, aber ohne sich des Gegensatzes dieser Begriffe, der Schwierigkeit des Satzes bewußt worden zu sein.

Aber doch ist schon in den ersten Phantasieeregungen, die Jesu Gestalt im Gemüt erzeugt, ein Element zu beobachten, das für jenes Urtheil spricht. Nicht die Blüte natürlicher Kraft, nicht die heroische Wucht und der geniale Reichtum seiner Person hat mit natürlicher Gewalt seine Jünger gewonnen, sondern von Anfang an war es die Ahnung und das Gefühl in ihm den Gesandten Gottes zur Deckung ihres geistlichen Bedarfes gefunden zu haben, das an ihn fesselte (Joh. 1, 41. 45. 49). Mit der Kraft und der Autorität einer andern Welt ergreift er sie, und sie erfahren an seiner Person die Kräfte des Himmels, wie es sich ausspricht in

dem Bekenntnis: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Worte ewigen Lebens hast du, und geglaubt und erkannt haben wir, daß du der Heilige Gottes bist“ (Joh. 6, 68. 69)!

Mit Jesu durch das Land ziehend, seine Thaten sehend und seine Worte hörend, sind die Jünger zum Glauben an den Herrn gekommen. Das ist der ursprüngliche Sinn der „Nachfolge Jesu“, ihr Ziel ist der Glaube. Ist das heute anders geworden? Der Jesus der evangelischen Geschichte tritt uns auch heute entgegen. Der Lebensinhalt seiner Person hemmt unsere Schritte, seine Worte und Absichten erweisen sich als kräftig, ein bleibendes Interesse in uns zu erzeugen. Es sind zunächst einzelne Züge und Worte, die uns fesseln. Indem uns diese aber Brot für die Seele gewähren, werden wir näher gezogen. Ein Wort erklärt das andere, eine Tat beleuchtet die andere. So strahlt allmählich empor vor unserem Geistesauge das Ganze der Person Jesu als die Zusammenfassung seiner Offenbarungsgedanken und seiner Heilsabsichten. Der ganze Inhalt der Schrift gliedert sich diesen ein. Die ganze Offenbarung ist nur die Erläuterung und die Anwendung von Jesu Gedanken und Absichten. Ob es Worte der Apostel nach ihm oder der Propheten vor ihm sind, sie alle werden uns zusammengefaßt in den Inhalt seiner Person. Derselben erscheinen abgestreift die Schranken der irdischen Individualität und das Fragmentarische in der Geisteswelt jedes Erdensohnes. Der Inhalt dieses Lebens umfaßt Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit. Hier wird Gottes Wesen und der Zweck Gottes mit der Welt offenbar. „Wer mich gesehen, hat den Vater gesehen“ (Joh. 14, 9) spricht Christus und wieder: „die Worte, die ich euch gesagt habe, sind Geist und Leben“ (Joh. 6, 63). So ist es. Seine Worte wie sein Handeln machen uns offenbar das Herz und den Willen Gottes. Alle, auch die kleinen Züge in seinem Wirken und

Leben, gewinnen jetzt Bedeutung im Zusammenhang seiner ganzen Person. Das Ganze dieses Lebens wird uns kräftiger und eindrucklicher, je mehr wir das Einzelne beachten lernen, und alles Einzelne wird uns sicher in dem Maß als wir die Macht der ganzen Person erkennen.

So ergreift uns der Herr. Eine neue Welt wird uns in ihm offenbar. Sie ist anders als die uns bekannte Welt. Sie ist so großartig und so unmöglich, daß wir uns nur die Augen reiben möchten, ob wir recht sehen. Und sie wirkt wiederum mit der fast schmerzhaften Wucht wirklicher Kraft auf uns ein. Sie ist nicht ein Teil dieser Welt und sie ist doch eine geschichtliche Realität dieser Welt. Sie ist ein Strom vom Himmel, aber unser Herz ist dazu angelegt und ausersiehen, diesem Strom als Bett zu dienen. Sie ward nicht bereitet in dieser Welt, aber sie heilt die Wunden dieser Welt. Das ist die neue Welt, die in Christus an uns herantritt. Oder — anders ausgedrückt — die Offenbarung Gottes in Christus zielt auf Glauben ab und verlangt Glauben.

Dies hat nun aber nicht den Sinn, als wenn die Logik der Worte Jesu oder die Einfachheit und Lauterkeit seiner Gedanken uns allmählich und natürlich überzeugte, indem wir auf Grund abwägender Betrachtung und kritischer Beobachtung Christi Gedanken billigten und ihnen Zutritt zu uns gewährten. Man würde die Vorgänge völlig mißverstehen, wenn man sie mit den Theologen der Aufklärung in dieser Weise deutete. Nicht mit einem ruhenden Objekt, wie etwa einem Naturgegenstand, einem wissenschaftlichen System oder einer alten Handschrift, haben wir es hier zu tun. Es ist eine Kraft, ein allmächtiger persönlicher Wille, der auf uns eindringt, der uns bewegt und drängt. So erfuhren es schon Nathanael, Thomas und Paulus. Sie

wollten kühl und besonnen ihre vernünftige Freiheit brauchen. Aber der Allgegenwärtige und Allmächtige packt sie, daß sie sich ihm unterwerfen. Unterworfen von Christus, der uns zu stark geworden — das ist der Weg fast aller Bekehrungen. Nichts ist uns so sicher, als daß nicht wir ihn, sondern er uns erwählte. Man begreift es doch, daß man von einer „unwiderstehlichen Gnade“ hat reden können. Die überwältigende Macht eines allmächtigen Willens aus einer anderen Welt empfinden wir an der Offenbarung in Christus. Zunächst hören wir nur Worte und Begriffe, wir kritisieren sie und nehmen sie an je nach unserem Gutdünken. Aber dann zuckt es wie ein elektrischer Funke durch alle die Worte, aus ihnen und durch sie bringt Geist und Leben, allmächtige persönliche Kraft auf uns ein. Wir erfahren es unmittelbar: all dieses ist nur Ausdruck eines allmächtigen Willens, der uns will, indem er unser Bestes, unsere Errettung und Erlösung will. Man kann zur Verdeutlichung die Wirkungen der Ideen und der Genies heranziehen. Wie diese auch den Stumpfen und Nichtbegeisterten in der öden Einsamkeit eines dumpfen Daseins treffen, bewegen und überwältigen, daß seine Umwandlung fast wie ein Wunder aussieht: so wandelt Christus den Sünder um durch seinen allmächtigen Liebeswillen, indem er Glauben an seine Person hervorruft.

Wir dürfen uns diese neue Welt nicht denken wie eine Summe von Lehren und Vorschriften, die neben die sonstigen Gedanken und Auffassungen unseres Herzens treten. Gewiß erhalten wir neue Ideen durch das Evangelium, aber nicht das Wort, sondern die Kraft ist nach Paulus das Wesen des Evangeliums. Alle diese Ideen erweisen sich nämlich als Ausdruck und Mittel einer allmächtigen persönlichen Willensenergie, die auf uns eindringt, um uns sich zu unterwerfen. Aber diese Willensenergie ist Liebesenergie. So-

wohl der Zweck, auf den hin dieser Wille an uns wirksam ist, nämlich unser Heil und unsere völlige Herzensbefriedigung, als die Stetigkeit dieser Wirksamkeit führen zu dem Urtheil, daß es die allmächtige Energie heiliger Liebe ist, was in Christo auf uns einwirkt und uns eben dadurch offenbar wird. In diesem allmächtigen Willen besteht das eigentliche Wesen und die Person Christi.

Zu unserem Heil soll das geschehen, sagten wir. Zum Verständniß unserer Meinung müssen wir dies, wenn auch nur in wenigen Worten, begründen. Wir haben schon früher darauf verwiesen, daß der Mensch, der Christum anschaut, ein instinktives Empfinden dafür hat, daß diese Gestalt für ihn ist. Dies ist um so auffälliger, als die sündhaften Tendenzen des natürlichen Menschen sofort in offenkundigen Gegensatz zu dem Willen Jesu treten. Dazu kommt, daß, ehe noch von dem Willen Jesu die Erneuerung an dem Menschen durchgeführt ist, diesem jener Wille zur Norm dient, nach der er sein eigenes Handeln verurteilt und eine andere neue Handlungsweise als nötig und befriedigend beurteilt. Aber beides ist wohl verständlich. Der Mensch vollzieht nämlich die Akte des Selbstbewußtseins auch in der Weise moralischer Selbstbeurteilung. Diese natürliche Anlage bezeichnen wir als Gewissen*). Das Gewissen hat aber den Maßstab zur Beurteilung des Menschen oder seiner Handlungen an den religiös-sittlichen Ideen, die der Mensch erworben hat. In dem Moment, da eine Steigerung und Erweiterung der letzteren stattfindet, würde also auch das Gewissen in gesteigerter und erweiterter Weise funktionieren. Also muß das Gewissen in dem Menschen, der in irgend

*) Für diese kurzen Andeutungen muß ich mich auf die Ausführungen in meiner Schrift „Gewissen und Gewissensbildung“ (Erlangen 1896) berufen.

welchem Maß unter den Einfluß Christi geraten ist, diesen strenger verurteilen und anderes, Besseres von ihm fordern als früher. Andererseits aber kommt bekanntlich auch der natürliche Mensch vermöge des Gewissens nicht zur ethischen Lethargie, sofern dies ihm andauernd vorhält, daß die Wirklichkeit seines sittlichen Lebens den von ihm gehegten Idealen zuwiderläuft oder ihnen doch nicht nachkommt. Wird nun aber sowohl der von Christus bereits Angefaßte, als der von ihm noch Unberührte von diesem Gefühl der Schuld niedergedrückt, so ist ersichtlich, warum der eine wie der andere sich der Gestalt zuwendet, die ihm die Vergebung der Schuld und ein neues Leben offenbart. Der Wille Gottes in Christo ist nämlich der wirksame Grund eines neuen Lebens, indem er uns schlechthin neue sittliche Ziele und dadurch einen schlechthin neuen Inhalt des Lebens gewährt. In dem Maß aber als unser altes Leben uns als Schuld zum Bewußtsein kommt, empfinden wir den neuen Lebensinhalt, den Christus uns gibt, als Erlösung. Nun aber ist die neue Lebensbetätigung niemals lückenlos, also wird das Schuldbewußtsein sich im Christen fortsetzen, ja steigern. Erst der Christ kennt die furchtbare mörderische, das ganze Leben des Menschen zerfressende Macht der Sünde in ihrem vollen Umfang. In dem Maß als es „besser wird“ mit ihm, wird er tiefer und tiefer die Sünde in sich erkennen. Diesem Tatbestand korrespondiert aber der andere, daß der Wille Christi auf uns als sündenvergebender und lebengebender Gnadenwille einwirkt. Die Liebesmacht, die neues Leben in uns entzündet, macht zugleich den göttlichen Willen, Sünden zu vergeben, eindrücklich. Die Einwirkung Christi auf uns begreift dieses wie jenes in sich.

Es werden aber der Christenheit auch die Offenbarungsgedanken nur dann gewiß, wenn dieselben in einem innerlich

begründeten Zusammenhang zu einander stehen. Daraus versteht sich, daß die Christenheit allezeit nach einer Begründung oder nach einem Verständniß der inneren Notwendigkeit des Erlösungswerkes Christi verlangt hat. Diese Begründung gehört in der That mit hinein in die Offenbarung der Erlösung, denn ohne sie kämen die Christen nie zur Gewißheit ihres Glaubens, daß Gott in Christus uns gnädig ist.

Indessen haben wir hierauf an diesem Ort nicht einzugehen. Es genügt festgestellt zu haben, wie und warum der Sünder die Wirkungen Christi, die er empfindet, als eine Erlösung zu seinem Heil versteht. Indem er aber diese Erfahrung macht, bezeichnet er die allmächtige Willensenergie Christi oder sein persönliches Wesen als Liebe, noch genauer gesagt, als heilige Liebe, da in beiden Seiten des Erlösungswerkes die Liebe das Merkmal sittlicher Überweltlichkeit an sich trägt.

Diese Erlösung Christi realisiert sich aber in uns dadurch und damit, daß Christus Glauben in uns erweckt. Geistige Anregungen, hinreißende Impulse sind von vielen Großen der Geschichte ausgegangen. Nur einer hat Glauben zu erzeugen vermocht. Göttliche allmächtige Herrschaft übt Christus über die aus, die an ihn glauben. Seine Herrschaft über uns ist eben sein erlösendes Wirken. Man kann sagen, das ist der kürzeste Beweis für die Gottheit Christi, daß er und nur er den Menschenherzen Glauben abgewinnt. Gehören der Glaube und die Offenbarung Gottes zusammen, so ist der Glaube an Christus die Bestätigung dessen, daß er der sich offenbarende oder der in seiner Gemeinde herrschende und sie erlösende Gott ist. — Der Glaube an Christus aber entsteht dadurch, daß die Macht seiner Liebe von uns Besitz ergreift, indem sie sich uns als lebendige Autorität d. h.

als geistige Herrschaft bewährt. Darum und dadurch nehmen wir in uns auf, was Christus uns sagt und lassen wir auf uns und in uns wirken, was er uns bringt. Wir können aber das allgemeine „was“ jetzt durch einen genaueren Ausdruck ersetzen. Es ist die Erlösung Christi, seine Herrschaft und Macht. Wir lassen sie uns das sein, als was er sie auf uns wirksam werden läßt. Er offenbart uns neue Lebensziele (Gemeinschaft mit Gott, Dienst, Liebe, Reich Gottes), wir lassen seinen Willen, daß dieselben für uns seien, in uns wirksam werden. Er setzt in unserem Innern dem richtigen und unbestochenen Urteil unseres Gewissens seinen Willen, uns trotz der Schuld zu vergeben, entgegen, und wir lassen diesem allmächtigen Willen das Wort, jene Stimme des Gewissens zum Schweigen zu bringen, die vor dieser ganzen Welt nicht verstummt und nicht verstummen kann. Nicht nur das neue sittliche Leben, sondern auch der Wille, Sünden zu vergeben, widerspricht dem inneren Bestand des natürlichen Lebens, unserm Willen und unserem Urteil denn wir Menschen wollen unsere eigenen sündhaften Gedanken verwirklichen und wir wollen durch unser eigenes Tun gerecht und gut werden. Aber er gibt, wir nehmen. Das ist der Glaube an Christus. Wir ziehen ein in unser Inneres durch Glauben, wie heilkräftige Luft, die Anregungen und Kräfte, den Antrieb und Trost, die er uns schenkt. Und wie diese Gaben, so ist auch jenes Organ zu ihrer Aufnahme — der Glaube — von ihm gewirkt, durch die Gaben erzeugt, geträgt und erhalten.

Es wäre eine stumpfe Einrede, wollte man diesen Glauben, weil wir von einem „lassen“ sprechen, als Passivität verwerfen. Man würde dann, wie wohl geschieht, die Begriffe der Rezeptivität und Passivität mit einander verwechseln. Gewiß, der Glaube ist rezeptiv, aber das schließt

die höchste Aktivität der Seele nicht aus. Wenn ich eine unendliche Fülle von Zielen, Tendenzen, Wirkungen, Kräften, Ideen, Idealen, die den bisherigen sittlichen Inhalt meines Lebens aufheben, in mir wirksam werden lasse, so ist diese Rezeptivität natürlich nur vorstellbar in der Form gesteigerter Tätigkeit der Seele. Der Glaube ist freilich rezeptiv, aber Rezeptivität ist nach innen sich richtende Aktivität. — So erregt Christus die Seele in ihrem Innersten, er herrscht über sie als Autorität, sodaß sie hinnimmt, was er lehrt und gibt, Sündenvergebung und neues Leben. Sie nimmt es hin im Vertrauen auf seine Autorität, im Gehorsam unter seinen Willen, mit der freudigen Kraft erworbener und bewährter Überzeugung. Damit ist aber jener „neue Bund“, von dem Jer. 31, 31 ff. spricht, durch Christus wirklich geworden für uns und in uns. Der Geist als die das Innere umwandelnde allmächtige Kraft Gottes und die Sündenvergebung sind die Hebel des neuen Bundes oder der neuen Lebensordnung, wie man vielleicht genauer sagte. So ist sachlich nichts anderes ausgesagt, wenn wir sprechen von Christi Autorität oder göttlicher Herrschaft oder von seiner Erlösung oder von der neuen Lebensordnung, die er bewirkt.

Das meinen wir, wenn wir von der Gottheit Christi, oder dann von dem Glauben an Christus reden.

4.

Man kann aber dieser Erörterung im ganzen zustimmen und doch leugnen, daß damit die von uns aufgeworfene Frage beantwortet sei. Zweierlei kann dagegen geltend gemacht werden. Man kann bezweifeln, daß die Wirkungen Christi wirkliche Gotteswirkungen seien, oder man kann dies zwar zugestehen, aber leugnen, daß sie von Christo als göttlicher Person ausgehende Wirkungen seien.

In ersterem Fall meint man, daß das Prädikat der Göttlichkeit nur in übertragener Weise auf die mächtigen Wirkungen der Person Christi angewandt werden könne. Hier trete vielmehr das Heroische und Prophetische seiner Person in sein Recht. Genau genommen, sind wir über diesen Einwand bereits hinaus. Wir wissen, daß der religiöse Glaube sich nur auf Gott richtet. Wenn nun dieser Glaube bei den Christen, erfahrungsgemäß, Christus zu seinem direkten Objekt und zu seiner unmittelbaren Ursache hat, so ist schon dadurch die Gottheit Christi erwiesen. Und dies findet seine Bewährung an dem Gebet zu Christus, das der regelmäßige Begleiter des Glaubens an ihn ist. Da der Mensch als Person sich der persönlichen Autorität Christi beugt, so wird diese Unterwerfung nicht anders stattfinden als so, daß der der Rede Fähige zu dem des Hörens Fähigen spricht. Dies ist das Gebet, welches nicht minder als der Glaube kein anderes Ziel als Gott haben kann.

Dazu kommt aber weiter, daß die Wirkungen Christi eine absolute Wandlung unseres Lebensinhaltes zustande bringen. Diese kann nun nicht in Bezug auf Inhalt oder Umfang mit irgend einer anderen Änderung des Innenlebens verglichen werden, die durch den Einfluß guter und großer Personen in uns hervorgerufen wird. Dem relativen und beschränkten Abstand, den diese Änderungen zu unserem früheren Wesen herstellen, entspricht die nur relative Überlegenheit ihrer Urheber über uns selbst. Nun gehen aber von der Person Christi Wirkungen aus, die in absolutem Gegensatz zu unserem eigenen Vermögen und unseren eigenen Gedanken stehen. Wie er eine neue Welt für uns erschafft, so schafft er uns für diese Welt. Die Ziele, die er uns steckt, sind ebensowenig wie die Kräfte, die er uns mit ihnen gewährt, von dieser Welt. Das überweltliche Leben, das der

Christ im Glauben und in der Liebe führt, ist uns von Christo gegeben und hat durch ihn in uns Bestand. Darum bekennen wir ihn als Gott und glauben an ihn.

Wenden wir uns nun dem zweiten Einwand zu. Von Christo gehen göttliche Wirkungen aus. Sonach muß freilich — sagt man — ein Göttliches in ihm als Ursache derselben angenommen werden. Es ist die göttliche Erlösungsidee oder der Heilswille Gottes. Jene offenbart Christus, diesen realisiert er. Beides ist von göttlicher Kraft und bewährt dieselbe an den Menschen aller Zeiten und aller Kultur-epochen. Ein Mensch war Christus, der Prophet und der Herr des Reiches Gottes, oder er war der Träger göttlicher Gedanken und Absichten. Somit geht ein System göttlicher Wirkungen von ihm aus. In der Geschichte der Menschheit wirkt sich dasselbe aus. Aber sofern seine Person und sie allein der Mittler dieser göttlichen Wirkungen ist, eignet dieser geschichtlichen Person eine bleibende Heilsbedeutung, denn niemand vermag jener Wirkungen theilhaft zu werden, ohne in Abhängigkeiten zu seiner Person zu treten. So ist er für uns Gott als der Offenbarer Gottes.

Man darf den christlichen Ernst dieser Betrachtungsweise, die seit Schleiermacher immer wieder in der Theologie unseres Jahrhunderts vertreten worden ist, nicht verkennen, auch wenn man als ihr Vorbild jene uralten gnostischen Unterscheidungen des Menschen Jesus von der ihn leitenden göttlichen Idee erkennt. Unser Heil soll von Christo allein abhängig gemacht werden. Seine menschliche Art soll ebenso wie sein göttliches Wirken anerkannt werden. Damit scheint alles gewahrt zu sein. Was trennt uns denn von dieser Betrachtungsweise? Ich suche nach einer einfachen Formel, um den Gegensatz klar zu stellen. Das ist die Frage: wirkt Christus heute als eine Größe der Vergangenheit fort, deren

Fernwirkungen uns nur durch die Mittel menschlicher Tradition erreichen, oder ist er selbst real gegenwärtig als das Subjekt dieser Wirkungen in ihnen und mit ihnen? Ist er der Herr, der erstanden ist von den Toten, lebet und regieret, wahrer Gott in Ewigkeit, oder harret er samt unseren Toten der Wiederbelebung entgegen, der Leib in einem Felsengrab Palästinas vermodernd, die Seele im Reich der Toten, während die Tendenzen seines Wirkens langsam und still ihren Siegesgang in die Geschichte zurücklegen? Man überlege den Gegensatz der hier vorliegt, sorgfältig, nicht eifertig lobend oder noch eifertiger scheltend. Hier und gerade hier liegt der Punkt, an dem die Geister sich scheiden.

Dies wollen wir und nichts mehr, den lebendigen gegenwärtigen Herrn, der in uns lebt und wir in ihm, der zu uns redet und wir zu ihm. Gegenwärtig, sodaß wir das wundersame Wort des Apostels in Wahrheit nachsprechen können: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal. 2, 20)! Wir wollen den Christus der Apostel. Wir wollen ihn, denn wir brauchen ihn. Wir brauchen ihn, nicht zunächst weil uns daran liegt, äußerlich mit dem Bekenntnis der Apostel übereinzukommen, sondern weil wir innerlich das wunderbare Leben in uns erfahren, das sie gelebt haben und weil wir daher den zureichenden Grund solch eines Lebens ergreifen und festhalten müssen.

Aber die Sache ist doch schwieriger als es auf den ersten Blick zu sein scheint. Niemand, er sei noch so intensiv von der realen persönlichen Gegenwart Christi überzeugt, kann ja in Abrede stellen, daß Christus kein anderes Wort zu ihm geredet, keinen anderen Impuls ihm mitgeteilt, als die in der Schrift stehen und in der geschichtlichen Überlieferung wurzeln. Auch der Christ spricht mit dem großen Dichter:

Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Überlieferung, ist Gnade.

Selbst die Ekstatiker und Visionäre aller Zeiten haben keine Sammlung neuer ungeschriebener Jesuworte zustande gebracht. Wenn sie Worte brachten, so waren es Auslegungen und oft sehr phantastische Anwendungen bekannter Worte Jesu. Oder die Worte, die sie gehört hatten, waren „unsagbar“ (2. Kor. 12, 4), d. h. es waren nur Empfindungen, die ihren Quell hatten an der Offenbarung des geschichtlichen Jesus. Hiermit ist zunächst eins gesagt, daß nämlich der Gedankenstoff der Offenbarung seit Christus keine Erweiterung, Entwicklung oder Fortbildung erfahren hat. Christus sagt heute nichts mehr und nichts anderes als in den Tagen seines Erdenlebens nicht nur vor, sondern auch nach seiner Auferstehung. Das hat schon Luther erkannt, indem er die Worte Jesu im Johannesevangelium von dem Tröster oder Anwalt erläutert, der es „aus dem Seinen“ nehmen wird, was er sagt, und sie an die Worte Jesu erinnern wird.

Dies ist schrankenlos zuzugestehen. Aber ist hierdurch die persönliche Nähe und die Unmittelbarkeit der Einwirkungen des lebendigen Christus abgeschnitten? Es ist selbstverständlich, daß wir alle sinnlichen Empfindungen einer solchen — dieselben waren im Mittelalter nicht selten —, sowie alle willkürlichen oder unwillkürlichen Gebilde des produktiven Gefühls oder der Phantasie hier beiseite lassen müssen. Solche haben wir in der Zeit zwischen Christi Himmelfahrt und seiner Wiederkunft aus den wirksamen psychologischen Faktoren natürlich zu erklären. Aber diese natürliche Erklärung schließt nicht aus, daß wir den letzten Grund all dieser Seelenregungen in einem Übernatürlichen, das die Seele erlebt hat, finden. Selbst den ungesunden phantastischen Bewegungen

der Seele liegt oft ein Reales, ein wirkliches Erlebnis zu Grunde, das Erlebnis von der Gegenwart Christi.

Doch lassen wir die zweifelhafte Hilfe dieser Bundesgenossenschaft. Suchen wir vielmehr nach einem einfachen und verständlichen Ausdruck für dies Grunderlebnis der christlichen Seele. Dies ist es, daß die allmächtige Energie der erlösenden Liebe sich ebenso direkt und unmittelbar auf unser Herz richtet und in ihm wirkt und es mit der Gewißheit der Gnade und der Sündenvergebung erfüllt, wie das bei Jesu ersten Jüngern der Fall war. Es sind ewige Gedanken und ewige Kräfte, die uns ergreifen. Sie wandeln uns um, daher sind sie wirklich und gegenwärtig. Sie erzeugen das überweltliche Leben des Glaubens und der Liebe in uns, daher bezeugen sie Gottes gegenwärtigen Gnadenwillen, seine Nähe. Gottes Nähe spüren heißt seine Wirkungen empfinden. Die geschichtlichen Worte, die es uns sagen, sind eben Ausdruck göttlichen Willens und deshalb immer und überall gleich kräftig, gleich wirksam, denn Gottes Wirken ist ewiges Wirken. Es braucht nichts Neues zu ihnen hinzuzukommen, sie selbst sind ewig wahr und ewig kräftig.

Doch sind wir durch diese Beobachtung weiter gekommen? Wohl — höre ich dagegen sagen — der gegenwärtige Gnadenwille Gottes bezeugt sich uns, das könne man gar nicht stark genug betonen. Aber nicht darum, sondern um die persönliche Gegenwart Christi handle es sich hier, und für eine solche beweise unsere Beobachtung nichts, sie laufe ja selbst nur hinaus auf die Auffassung, die wir widerlegen wollen, daß nämlich der Mensch Jesus die ewigen göttlichen Erlösungsgedanken der Menschheit überliefert habe! Aber so sehr diese Betrachtung zunächst einzuleuchten scheint, so wenig scheint sie mir das religiöse Erleben des Christen ausreichend

wiederzugeben. Denn das ist es ja gerade, was der Christ zu erfahren bekommt, daß die nämliche Christusperson, die einst wirksam war, auch auf ihn einwirkt in allmächtiger Gegenwart, und in diesem Sinn ihm nahe ist. Und das gewinnt dadurch an Gewicht, daß diese Person doch nicht nur geistige und moralische Anregungen spendet, sondern daß sie durch ihr Sühnewerk — man denke dasselbe wie immer man mag — die gnädige Stellung Gottes zu uns auch in der Vergebung vermittelt und bewirkt. Der Zusammenhang mit der Person Jesu, d. h. daß wir seine Person in uns aufnehmen und daß sie das wirksame Prinzip eines neuen Lebens in uns wird, das ist es, wodurch wir erleben, daß wir erlöst und gerechtfertigt werden. Es ist die absolut kräftige Person Jesu, die uns umwandelt und die der Garant für den Fortbestand der neuen Lebensbewegung wie für die Andauer der Sündenvergebung ist. Daß diese Person mit ihrer allmächtigen Kraft in uns wirkt und uns vertritt, das macht uns dem Vater im Himmel annehmbar. Es wird somit das religiöse Erlebnis, daß Gott uns gnädig ist, nicht vollzogen ohne die Erfahrung von der persönlichen und allmächtigen Gegenwart Christi in uns. An diesen Punkt kommt aber ein neuer Gedanke in Sicht. Christus — und zwar in seiner göttlichen Qualität — und der Vater treten in formalen Gegensatz zu einander. Am Christi willen und durch Christum erhalten wir vom Vater die Versöhnung und Rechtfertigung. Sonach faßt das Erlebnis der Erlösung in sich das Bewußtsein von der persönlichen Gegenwart Christi oder den Glauben an Christus als Gott. Es kann in diesem Zusammenhang nicht unsere Aufgabe sein, auf den trinitarischen Gedanken des Näheren einzugehen, obgleich nur in diesem Zusammenhang die uns eben beschäftigende Frage eine allseitige Lösung finden kann. Denn eins sollte klar

sein: von einer wirklichen Gottheit Christi kann nur dann und dort gesprochen werden, wo der Gedanke Christi selbst von dem dreifaltigen Gott gewahrt, anerkannt und verstanden wird. Es ist wahrlich kein Streit um Worte, wenn wir dem trinitarischen Glauben diese Stellung zuweisen. Aber davor muß gewarnt werden, daß man nicht das Verhältnis des Sohnes zum Vater, von dem wir redeten, in der plumpen Weise, als wenn zwei sinnlich geschiedene Personen mit einander verhandeln, verkehrt, daß man also mit anderen Worten die Menschheit Jesu und seine Gottheit einander einfach gleichsetzt und mit oder ohne Kunst den Menschen Jesus einfach zu „einem Gott“ — wie man wohl sagt — macht. Über den Unterschied in Gott darf nie die Tatsache der schlechthinigen persönlichen Einheit Gottes vergessen werden, auch nicht innerhalb der Versöhnungslehre.

Doch es sei uns hier genug an dem gewonnenen Resultat. Christi persönlicher, bewußter und allmächtiger Wille d. h. seine Person ist auch heute auf uns gerichtet. Daher können wir an ihn glauben, daher werden wir in ihm eine neue Kreatur und empfangen durch ihn die Vergebung des Vaters. So ist Christus das Haupt seiner Gemeinde, nicht nur als der geschichtliche Stifter derselben, sondern als der Lebendige und Gegenwärtige, der in die Herzen einzieht, Leben und Bewegung schaffend, das Haupt auch jeder einzelnen Seele in der Christenheit.

5.

Warum glauben wir an Christus? Wir haben jetzt die Mittel zur Beantwortung unserer Frage in der Hand. Wir glauben an Christus, weil er uns Glauben abgewinnt! Mit anderen Worten: wir glauben an ihn, indem er göttliche Kraft und Liebe in uns dadurch erweist, daß er uns

Glaube, Liebe und ein neues seliges Leben schenkt, daß er uns hierdurch auf die Höhe des Daseins, wo wir erst wirklich freie, starke, nützliche Menschen werden, stellt. Das ist es um das christliche Leben, daß es erst wirkliches hohes Menschenleben ist; das unruhige Herz ist unterstellt einem ewigen Willen, der Lebensdrang hat Ziele empfangen, die alle Kräfte des Menschen anspannen, das Gewissen verurteilt uns nicht. Wir sind erhoben über die trügerische Welt in die Gemeinschaft des göttlichen Lebens und wir sind dadurch mit unserem ganzen Dasein gebunden in seliger Freiheit an Gott und an die Aufgaben des Guten in dieser Welt. Unser Dasein hat wieder Sinn, Nutzen und Zweck im großen Weltzusammenhang gewonnen. Und das alles wird uns durch Christus. In seinem göttlichen Wirken, das sich uns als persönlich gegenwärtiges zu erkennen gibt, ergreifen wir die Gottheit seiner Person. Wir haben sonach den zureichenden Grund dieses Glaubens an Christus an dem Erlebnis, daß Christus den Glauben und alles Gute in uns wirkt und uns dadurch zu einer „neuen Kreatur“ umschafft.

Wie gesagt, weiteres über die Person Christi kann in dem gegebenen Rahmen nicht gesagt werden. Wir haben der beiden Gesichtspunkte, die für eine lehrhafte Darstellung in Betracht kämen, gedacht. Es ist das historische Bild Christi in den Evangelien — es bezeugt keineswegs bloß seine „menschliche Natur“, sondern auch seine „Gottheit“ — und es ist das religiöse Erlebnis seiner Gottheit, indem wir zum Glauben an ihn gelangen. Im praktischen Leben berühren die beiden Gesichtspunkte sich fortwährend. Aus dem geschichtlichen Bild Christi spricht der Funke hervor, der mein Inneres entzündet, und in dem Licht, das von ihm ausgeht, verstehe ich erst den Zusammenhang jenes Bildes.

Es ist nicht ganz selten die kleinmütige Frage aufgeworfen worden, was aus unserem Glauben würde, wenn die historische Kritik das Bild Jesu zerstören würde und mit welchem Minimum an Abfindung die Kirche bei diesem Bankerott sich würde zufrieden geben müssen. Dem Glauben ist dieser Kleinmut fremd. Je länger er besteht, desto gewisser wird er des Christus, der als Jesus von Nazareth ihm entgegentritt. Das Bild Jesu hat ihm Gott offenbart, nicht irgend ein beliebiges Idealgemälde, sondern dies Bild, das diese besonderen Gedanken, Worte, Taten, Erlebnisse in sich faßte. Gerade in diesen Zügen hat Gott sich mir offenbart, gerade diese Worte und Taten sind von dem Echo aus der Ewigkeit begleitet worden. Dadurch werde ich innerlich dessen vergewissert, daß diese Überlieferung in der That der treue Ausdruck der geschichtlichen Offenbarung Gottes, die einst in Christo erging, ist. Nun kann dies selbstverständlich von keinem Vernünftigen auf die Berichte über jede beliebige Einzelheit des Lebens Christi erstreckt werden. Es gilt sonach freilich zwischen Haupt- und Nebenzügen zu unterscheiden, und jeder Christ vollzieht diese Unterscheidung unwillkürlich. Sie ist aber nicht willkürlich, sofern die Thaten des Lebens Jesu sich für uns nach ihrem Verhältnis als Mittel zu dem Zweck des Lebens Jesu gegen einander abstufen. Indem dieser Zweck dem Herzen eindringlich wird im Glauben, werden die Taten und Worte Jesu, sofern sie diesem Zweck dienen, mit in diesen Glauben eingeschlossen. Mit dem Heil, das von Christus ausgeht, ergreift das Herz auch die Mittel, durch die dies Heil verwirklicht wurde. Auch das scheinbar Kleine und Belanglose gewinnt in diesem Zusammenhang festen Halt, wie wir schon früher andeuteten. Nicht äußerlich vorgeschrieben wird das Fürwahrhalten jener Thaten, sondern die Offenbarung wird in ihnen erlebt, daher erstreckt

sich der Glaube an die Offenbarung auch auf sie. Je reifer der Christ wird, desto sicherer ist ihm dieser Zusammenhang geworden, desto weniger wird ihn daher die Anfechtung einzelner geschichtlicher Daten des Lebens Jesu bedrücken. Denn nicht von diesem oder jenem einzelnen Zuge als solchem hängt das Heil ab, sondern von dem Leben und Wirken des Herrn als einem zusammenhängenden Ganzen. Sich aber allerhand Betrachtungen darüber hingeben, was sein würde, wenn dies Ganze zerstört würde, ist, auch nach Lage der geschichtlichen Überlieferung, ein durchaus müßiges Unternehmen.

Dann aber wird es für diesmal sein Bewenden an der oben von uns gegebenen Antwort auf die uns beschäftigende Frage haben können. Wir glauben an Christus, weil sein geschichtliches Bild uns seinen gnädigen und allmächtigen Willen offenbart, sodaß wir die gegenwärtige Einwirkung seiner geistigen Person im Glauben erleben.

6.

Nur auf einen Punkt müssen wir zum Schluß eingehen. Es ist kein müßiges Beginnen, wenn die Kirche von ihren Theologen Rechenschaft darüber verlangt, wie ihre Lehrweise sich zu den überkommenen kirchlichen Lehrformen verhält. Es dient zur Verständigung, sich hierüber deutlich auszusprechen.

Nun glaube ich, daß die formelle Differenz unserer im Anschluß an Luther entwickelten Auffassung von der überlieferten Lehrweise dem Leser ebensowenig entgehen wird als die Übereinstimmung unserer Gedanken mit dem Gehalt und der Tendenz der Kirchenlehre.

Bekanntlich behandelt die kirchliche Lehre das Problem, das der Glaube an die Person Christi enthält, unter den

Gesichtspunkten, es sei in Christo sowohl eine göttliche als eine menschliche Natur vorhanden, die sich aber vereinigen in der einen göttlichen Person. Nun ist es ja sehr wohl begreiflich, daß man an dieser Formulierung des Problems Anstoß nimmt. Wenn nur von einer göttlichen Person geredet wird, so ist das eine Verkürzung, ja die Aufhebung der menschlichen Natur Christi, die schlecht zu dem geschichtlichen Jesus paßt. Es ist daher mit Recht üblich geworden, von der „gottmenschlichen Person“ des Erlösers zu reden. Ebenfowenig wird man heute an den Ausdrücken „Natur“ und „Substanz“ zur Bezeichnung des Göttlichen und Menschlichen in Christo Gefallen finden. Die unpersönliche Prägung dieser Begriffe nämlich führt unwillkürlich zu einer falschen Verwertung derselben im Denken. Der Hauptmangel ist, daß kein besonderes Handeln und kein fester Zweck eines solchen in jene Begriffe gefaßt werden kann. Es liegt weiter in der Natur dieses Materials, daß philosophisch gerichtete Zeitalter durch sie in eine metaphysische Physiologie getrieben wurden, die Resultate zeitigte, die jenseits des Glaubens und außerhalb seiner Erkenntnis- und Interessensphäre liegen. Das sind Gedanken, die ähnlich bereits vor mehr als hundert Jahren im Zeitalter der Aufklärung — auch Schleiermacher rekurrirte oft auf sie — in Geltung standen und deren Bedeutung neuerdings wieder mit Lebhaftigkeit betont wurde. Auch wir sind nicht gewillt sie zu bestreiten. Nun wäre es aber doch eine Verkennung der Grundtriebe der kirchlichen Lehrbildung, wenn man um jener unerfreulichen Formeln und der minderwertigen Konsequenzen willen, die man aus ihnen zog, die altkirchliche Auffassung einfach als mißleitete Spekulation oder eine Art Profanierung der Religion beiseite tun wollte. Der Zweck, der alle kirchlichen Verhandlungen über die Person Christi ge-

leitet hat, war die Feststellung seiner Bedeutung als Erlöser. Weil man sich von ihm erlöst mußte, daher behauptete man seine Gottheit und Menschheit. Auf die Wirkung seiner Person, nicht auf die Substanzen oder Naturen als solche, kam es zu h ö c h s t an.

Die Person Christi und die Wirkung dieser Person machen die Frage aus, an der es uns eigentlich liegt. Darum handelt es sich uns, wie die göttliche Person menschliche Person ist und wurde. Die Menschwerdung Christi ist und bleibt der Kern unseres christologischen Interesses. Wieviel Gedanken und wieviel heiße Arbeit ist doch an diese Frage gewandt worden! Man hat immer wieder versucht, die Sache „leichter“ zu machen. In der alten Zeit sagte man: nur die Gottheit war persönlich in Christus, die Menschheit war unpersönlich, ein bloßer Stoff, dem die Gottheit Prägung und Wesen gab. In neuerer Zeit empfand man stärker das menschliche Personleben in Christus, man versuchte es verständlich zu machen, indem man die Gottheit sich ihres eigentlichen Wesens „entäußern“ ließ („Kenose“ nannte man das). Aber beides genügt uns nicht. Wir können weder das menschliche persönliche Leben preisgeben, denn die Evangelien lehren es uns zu deutlich kennen, noch vermögen wir seine Gottheit zu halbieren oder kleiner zu machen, denn in ganzer persönlicher Allmacht Gottes wirkt Christus in uns. Des ewigen Sohnes Gottes Persönlichkeit mit ihrem Willen und Denken hat sich mit dem menschlichen Personleben Jesu vereinigt zu dauernder Einheit, es leitend und bestimmend und von ihm dauernd und stetig erlebt, aufgenommen und in menschliche Gedanken, Worte und Taten umgesetzt. Daß Christi persönliche Gottheit präexistent ist und daß sie ewig bleibt, ist unsere feste Überzeugung, denn Gott ist ewig und Christus ist Gott im vollsten und tiefsten Sinne des Wortes.

Nicht die Spekulation, sondern der einfältige Glaube ist es, der in diesen Sätzen zum Ausdruck kommt, nicht überkommene Formeln, sondern die göttliche Offenbarung, die unser Herz erfährt und unser Denken bestimmt, zwingen uns zu diesen Sätzen. Wir wissen sehr wohl, daß auch unsere Gedanken dem menschlichen Denken, sobald man auf das „Wie“ im einzelnen und genaueren kommt, große Schwierigkeiten bereiten. Aber bei welcher tieferen Erfassung des großen Geheimnisses „Gott ist offenbart im Fleisch“ hätten sich solche Schwierigkeiten nicht eingestellt? Sie hindern uns aber nicht am herzlichen Glauben an Christus und an dem rückhaltlosen Bekenntnis zu seiner Gottheit. Sein seliges Wirken ist es, in dem wir beides erleben: Christus ist Herr und Gott, der uns in allmächtiger Liebe zu einer „neuen Kreatur“ umschafft und ist der heilige Mensch, der uns durch seinen Gehorsam im Tun und Leiden vor Gott vertritt als der „neue Adam“. Das ist es, was unser Glauben an der Offenbarung erlebt, und was wir daher in Gedanken des Glaubens auszudrücken uns bemühen.

Und dies ist es, worin wir uns im Tiefsten eins wissen mit allen Vätern der Kirche. Wenn etwa Athanasius die Gottheit Christi von dem Gesichtspunkte her vertrat, daß die Gottheit des Logos den Menschen Jesus „vergöttlichte“, so leitete ihn dabei der Zweck, den Glaubensgedanken zu begründen, daß der Mensch Jesus die Offenbarung Gottes und das Prinzip ewigen Lebens für uns sei, sodaß wir in der Gemeinschaft mit ihm die Offenbarung der Wahrheit und das neue ewige Leben empfangen. Weil wir in Christo eine neue Kreatur werden, darum muß der Glaube in ihm die allmächtige und ewige Gottheit feststellen. Er „vergöttlicht“, indem er in die Sphäre des göttlichen Lebens erhebt. Das sind die johanneischen Gedanken von Christus

dem Weinstock und uns den Reben, oder davon, daß, wer an Christus glaubt, dadurch und darin das ewige Leben hat.

Und wenn das Abendland seit Augustin den Gedanken verfocht, daß die Menschheit des Herrn der Weg zu seiner Gottheit sei, so sollte dadurch die praktische Wahrheit eingeschärft werden, daß wir an der historischen Offenbarung Jesu, seinen Worten und Taten das Mittel haben, um zur Gemeinschaft mit Gott, zum Leben in ihm vorzudringen*). — Bei niemand ist dies so deutlich wie bei Luther. Er hat sich bekanntlich ausdrücklich zu den altkirchlichen Dogmen von der Person Christi bekannt. Und doch hat gerade er die Gedanken ausgesprochen, an die diese unsere Darstellung angeknüpft hat, daß „göttliche Natur nichts anderes ist denn eitel Wohltätigkeit“, „barmherziger Wille und freundlicher Wille“, „eine ewige Macht und göttliche Kraft“, wodurch Glaube in uns erzeugt werde**). Und von diesen Gedanken her empfängt manche uns fremdartig gewordene Betrachtung Luthers — etwa in seiner Abendmahlslehre — Licht. Wie war es nun möglich, daß Luther hier die Gottheit Christi im Wollen und Wirken erblicken und doch wieder zu jenen Betrachtungen über die zwei Naturen sich bekennen konnte? An scharfer Kritik der alten Konzilien hat er es noch in seinem Alter nicht fehlen lassen und besonders gegen das Schlagwort der nicänischen Orthodorie, gegen das „Homousios“ hat er in früheren Jahren geradezu seinen Haß bezeugt. Nun gibt aber gerade die Stelle, in der letzteres geschieht, einen wichtigen Fingerzeig zum Verständnis der Sache. Er meinte, den Ausdruck „Homousios“ als unbiblisch hassen zu

*) Ich darf hier auf die eingehende geschichtliche Begründung dieser Gedanken in dem ersten Band meiner Dogmengesch. verweisen.

**) S. die Stellen in meiner Dogmengesch. II, 237.

können, „wenn ich nur an der Sache festhalte“. Das war also Luthers Stellung zu dem christologischen Dogma der alten Kirche. Mit der kühnsten und schärfsten Kritik der Terminologie verband sich die Anerkennung der Grundtendenz der kirchlichen Lehre. Mit dieser empfand er seine andersartige Auffassung in Einklang. Die Gottheit Christi war ihm allmächtige ewige Liebesenergie, aber dennoch konnte er die „ewige Substanz“ der Alten stehen lassen, sollte doch auch durch diese nur die persönliche göttliche Betätigung Christi zur Erlösung zum Ausdruck kommen. Man kann noch bei einem Mann wie Martin Chemnitz, inmitten der eingehendsten Ausführung der Zweinaturenlehre die Fortwirkung der Luther eigentümlichen Anschauung aufzeigen.

Die Stellung Luthers hinsichtlich unserer Frage darf wohl als vorbildlich bezeichnet werden, sowohl nach Seiten der Pietät wie nach Seiten der Kritik der Lehrüberlieferung gegenüber. Solange die geistigen Interessen und die Denkformen der Menschheit sich wandeln werden, werden die technischen Formeln und Methoden der Theologie immer neu gebildet, umgearbeitet und umgestaltet werden. Das soll uns weder Anlaß zum Staunen noch zum Erschrecken geben. Denn alle zeitlichen Gebilde sind nur wechselnde Gleichnisse des Ewigen. Die methodische Technik der Theologie aber ist etwas Zeitliches. Und das Zeitliche faßt sowohl etwas Gegenwärtiges als etwas Vergangenes in sich. Daher ringt die Theologie immer wieder — das ist ja ihre Geschichte — nach neuen modernen Formen — „modern“ im besten und einfachsten Sinn genommen —, in denen sie die ewige Wahrheit der Offenbarung Gottes dem Geschlecht der Gegenwart wieder verständlich und eindrucklich machen kann als ewige Kraft und himmlischen Trost. Nicht eine „Fortbildung der Religion“ soll das bedeuten — die Reli-

gion ist uns für immer gegeben in der Offenbarung Gottes in Christo —, sondern eine Fortbildung des Verständnisses der Religion. Aber die Zeitlichkeit der Formeln stellt nicht nur eine Beziehung zur Gegenwart her, sondern auch zur Vergangenheit. Freilich werden trotz des Wandels der Form auch die Formen der Vergangenheit, die eben zu geschichtlichen Lebensformen geworden sind, als solche Bestand haben, man denke nur an unsere herrlichen unersetzlichen Lieder oder an die zum Teil uralten liturgischen Formeln. Aber sollte sich nicht das eine mit dem anderen vereinigen lassen? Gerade Luther zeigt, daß und wie das möglich ist.

Aber solange es Christen gibt, in denen die Macht Jesu Christi, des „eingeborenen Gottes“, wirksam sein wird, neue starke Kreaturen zu erzeugen und elende Sünder mit dem Trost der Vergebung zu erfüllen, wird fortbestehen der Glaube an Jesus Christus, das ewige Wort des Vaters, das Fleisch wurde zu unserem Heil: Gott geoffenbart im Fleisch! — Und solange es diesen evangelischen Heilsglauben gibt, der arme Sünder selig macht, indem er ihnen Vergebung, ewiges seliges Leben und eine „Kraft über die Kraft“ schenkt, wird die Kirche weder Anlaß haben, die Frage zu scheuen, noch um ihre Beantwortung verlegen zu werden, die Frage: warum glauben wir an Christus? Es ist ein großer Chorus heiliger Zeugen, dem wir uns auf Grund eigener Erfahrung anschließen, indem wir mit unserem Katechismus bekennen: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr“.



Eine neue Quelle über Christus?

I.

Es ist allgemein bekannt und anerkannt, daß die berühmte Stelle in dem großen Geschichtswerk des jüdischen Historikers Josephus (Antiquitäten 18, 3, 3), in der Jesus als Messias, Lehrer, Wundertäter und als am dritten Tage auferstanden bezeichnet wird, ein späterer christlicher Einschub in das Werk des jüdischen Historikers ist. Josephus vollendete die „Antiquitäten“ im Jahre 93/94 n. Chr. Schon vorher, um das Jahr 75, hat er aber sein großes Werk über den „Jüdischen Krieg“ verfaßt. Auch in diesem Werk findet sich keine Erwähnung der Person Christi. Nun ist aber das Werk in einer alten slavischen Übersetzung erhalten. Russische Gelehrte haben seit lange darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Übersetzung merkwürdige Stücke über Johannes den Täufer und Jesus enthalten seien. Aber erst vor kurzem hat ein gelehrter Theologe, der Dozent A. Berendt in Dorpat diese Stücke in deutscher Sprache publiziert und durch eingehende kritische und geschichtliche Untersuchungen erläutert („Die Zeugnisse vom Christentum im slavischen de bello judaico des Josephus, Leipzig, Hinrichs 1906). Nicht nur das gelehrte Material, das Berendt gesammelt hat, sondern auch die methodische Klar-

heit seiner Arbeit unterstützen in wirksamster Weise den großen Eindruck, den diese neuen Beiträge zur Geschichte des Urchristentums machen.

Es handelt sich um ein Gebiet, daß jeden Gebildeten interessiert. Daher wird es erlaubt sein, vor auch einem weiten Kreis über den neuen Fund zu handeln. Ich tue das mit der größten Reserve, denn weder habe ich Zeit gehabt, neuerdings Studien über Josephus anzustellen, noch kenne ich die ganze slawische Übersetzung seines Werkes. Es liegt aber auf der Hand, daß der Gesamtcharakter dieser Übersetzung auch für die Stücke, die uns hier angehen, von höchster Bedeutung ist. Hierin, wie in der Übersetzung der Stücke und in vielen Einzelheiten mußte ich Verendts dankbar folgen. Trotzdem bin ich zu einem wesentlich anderen Resultat als er gekommen.

Ich teile zunächst den Text der neuen Quelle nach Verendts mit und mache kurze Anmerkungen zu ihm, und ich untersuche darauf den Charakter und Ursprung dieser Quelle.

II.

I. 1. Damals aber¹⁾ wandelte ein Mann²⁾ unter den Juden in absonderlichen Gewändern, indem er Rindsfelle³⁾ an seinem Körper angelegt (eigentlich angeklebt) hatte, überall da, wo (der Körper) nicht von seinem (eigenen) Haar bedeckt war. 2. Aber dem Gesicht nach war er gleich wie

¹⁾ Der folgende Abschnitt steht nach Bell. jud. II, 7, 2; voran geht die Geschichte eines gewissen Alexander, es folgt die Absetzung des Herodes Antipas.

²⁾ Sein Name wird ebensowenig wie der Name Jesu (s. unten) genannt.

³⁾ Davon wissen die Evangelien nichts (vgl. Matth. 3, 4; Mark. 1, 6).

ein Wilder.⁴⁾ 3. Der kam zu den Juden und rief sie zur Freiheit auf,⁵⁾ sagend: „Gott hat mich gesandt, daß ich euch zeige den Weg des Gesetzes, auf dem ihr euch befreien werdet von vielen Gewalthabern. 4. Und es wird nicht über euch herrschend sein ein Sterblicher, nur der Höchste, der mich gesandt hat.“⁶⁾

5. Und da dieses das Volk gehört hatte, war es froh. Und es ging ihm nach ganz Judäa, das im Umkreise von Jerusalem liegt.⁷⁾

6. Und nichts anderes tat er ihnen, als daß er sie in die Flut des Jordans eintauchte und (dann) entließ, sie anweisend, sie möchten ablassen von bösen Werken, und (verheißend), es werde ihnen (dann) gegeben werden ein Kaiser, der sie befreien und alles Unbotmäßige ihnen unterwerfen, selbst aber niemand unterworfen sein werde, von dem wir sprechen.⁸⁾ 7. Die einen lästerten, die anderen gewannen Glauben.⁹⁾

8. Und da er zu Archelaus¹⁰⁾ geführt worden war und sich versammelt hatten die Gesetzeskundigen, fragten sie ihn,

⁴⁾ Auch das ist ein den Evangelien fremder Zug.

⁵⁾ Charakteristisch für den Autor ist die politische Färbung, die er allen Ereignissen gibt.

⁶⁾ Diese Predigt des Johannes gibt genau das wieder, was die religiös-nationale Hoffnung Israels in jener Zeit war: Gottes Herrschaft wird offenbar in einem großen Fürsten, durch den Israel alle Völker besiegt.

⁷⁾ Matth. 3, 5: „Da ging zu ihm heraus Jerusalem und das ganze Judäa und der ganze Umkreis des Jordans.“

⁸⁾ Das ist natürlich der Messias, die Färbung seines Werkes ist jüdisch; „von dem wir sprechen“, bezeichnet ihn als den bekannten.

⁹⁾ Originale, aber naheliegende Mitteilung.

¹⁰⁾ Archelaus wurde im Jahre 6 n. Chr. seines Amtes entsetzt, also scheint Johannes mehr als zwanzig Jahre vor Christus aufzutreten; es liegt auch keine bloße Verwechslung vor, denn die Geschichte steht vor Archelaus in der Erzählung.

wer er sei und wo er bisher gewesen sei.¹¹⁾ 9. Und dieses antwortete er und sprach: rein bin ich, als welchen mich eingeführt Gottes Geist und mich nährend von Rohr und Wurzeln und Holzspänen.¹²⁾ 9. Als jene sich aber auf ihn warfen, um (ihn) zu martern, ob er nicht ablassen werde von jenen Worten und Taten, da sprach er aber: Euch geziemt es, abzulassen von euren abscheulichen Werken und sich anzuschließen dem Herrn, eurem Gott.¹³⁾

10. Und es erhob sich mit Wut Simon, der Herkunft nach ein Essäer, ein Schriftgelehrter,¹⁴⁾ und dieser sprach: Wir lesen an jedem Tage die göttlichen Bücher. Aber du, jetzt aus dem Walde gekommen wie ein Tier, so wagst du es wohl, uns zu lehren und die Leute zu verführen mit deinen ruchlosen Reden. 11. Und er stürmte vor, um seinen Leib zu mißhandeln. 12. Er aber, sie strafend, sprach: Nicht werde ich euch enthüllen das in¹⁵⁾ euch wohnende Geheimnis, da ihr es nicht gewollt habt. Damit ist über euch gekommen ein unsagbares Unglück und um euretwillen.¹⁶⁾

13. Und nachdem er so gesprochen, so ging er fort auf die andere Seite des Jordan¹⁷⁾ und, indem niemand wagte

¹¹⁾ Joh. 1, 19 kommen die Priester zu Johannes und fragen: „wer bist du?“, 1, 25: „wozu taufst du?“

¹²⁾ Nach Matth. 3, 4; Luf. 1, 6 sind Heuschrecken und wilder Honig eine Nahrung.

¹³⁾ Sonst nicht bezeugt.

¹⁴⁾ Auffallende genaue Angabe.

¹⁵⁾ Wohl = unter euch.

¹⁶⁾ Dies „Geheimnis“ kann nur Christus sein, dieser Satz macht den Eindruck, von einem Christen zu stammen; ein Zusammenhang zwischen Johannes und Jesus wird sonst nicht angenommen, Jesus ist nicht der Messias.

¹⁷⁾ Vgl. Joh. 1, 28: Dies geschah in Bethanien (andere Handschriften: Bethabara), jenseits des Jordans.

ihn zu schelten, tat jener, was auch früher (er getan hatte).

II. 1. Als Philippus¹⁸⁾ im Besitz seiner Gewalt war, sah er einen Traum,¹⁹⁾ wie ein Adler ihm beide Augen ausriß. 2. Und er berief alle seine Weisen. Da aber jeder anders den Traum deutete, kam jener Mann, von dem wir früher geschrieben haben, daß er in Tierfellen einherging und in den Fluten des Jordan das Volk reinigte, zu ihm plötzlich ungerufen. 3. Und er sprach: „Höre das Wort des Herrn, den Traum, den du gesehen hast: 4. Der Adler, das ist deine Bestechlichkeit,²⁰⁾ weil jener Vogel gewalttätig und räuberisch ist. Und jene Sünde wird hinwegnehmen deine Augen, welches sind deine Gewalt und dein Weib.“ 5. Und da er also gesprochen, verstarb vor Abend Philippus und seine Gewalt ward dem Agrippa gegeben.²¹⁾

6. Und sein Weib Herodias²²⁾ nahm Herodes, sein Bruder.²³⁾ 7. Um ihretwillen aber verabscheuten ihn alle Gesetzeskundigen, wagten aber nicht, vor seinen Augen ihn zu bezichtigen.

8. Nur aber jener Mann, welchen man nannte einen Wilden, kam zu ihm mit Wut²⁴⁾ und sprach: Weßhalb hast

¹⁸⁾ Dieser Abschnitt folgt auf Bell. jud. II, 9, 1. Voran geht ein Bericht über die Städtegründungen des Antipas und des Philippus, es folgt Pilatus, der die Kaiserbilder nach Jerusalem bringen läßt.

¹⁹⁾ Der Traum wie seine Deutung kommen ähnlich oft vor, es ist vulgär jüdische Sache.

²⁰⁾ Josephus in den „Antiquitäten“ preist Philippus mit Betonung als einen guten, besonders durch Gerechtigkeit ausgezeichneten Regenten.

²¹⁾ Richtige Angabe.

²²⁾ Das ist ein Irrtum, der auch Mart. 6, 17 vorliegt. Josephus selbst weiß, das Herodias nicht das Weib des Philippus, sondern seinen Schwiegermutter war, das Weib war ihre Tochter Salome.

²³⁾ Herodes Antipas.

²⁴⁾ Johannes wird überall als ein wilder, unkultivierter Mensch eingeführt, solche Propheten gab es von altersher in Israel.

du des Bruders Weib genommen, du Ruchloser? Weil dein Bruder gestorben ist erbarmungslosen Todes, so wirst auch du dahingemäht werden von der himmlischen Sichel. 9. Nicht verstummen wird Gottes Ratschluß, sondern wird dich umbringen durch böse Trübsal in fremden Landen.²⁵⁾ 10. Denn nicht Samen erweckst du deinem Bruder, sondern befriedigst dein fleischliches Gelüste und treibst Ehebruch, da vier Kinder von ihm vorhanden sind.²⁶⁾

11. Da Herodes aber gehört, ward er zornig und befahl, daß man ihn schlage und fortjage. 12. Er aber bezichtigte den Herodes unaufhörlich, wo er ihn fand, und so lange, bis er ihm Gewalt tat, und ihn niederzuhauen befahl.²⁷⁾

13. Es war aber sein Charakter absonderlich und seine Lebensweise nicht menschlich; als wie nämlich ein fleischloser Geist, also verharrte auch dieser. Seine Lippen kannten kein Brot, nicht einmal zu Ostern genoß er ungesäuerten Brotes,²⁸⁾ sagend: daß zum Gedächtnis an Gott, der das Volk von der Knechtschaft befreit habe, (solches Brot) zum Essen gegeben ist, zum Trost, da der Weg trübselig war. 15. Wein aber und Rauschtrank ließ er sich nicht einmal nahekommen. 16. Und jedes Tier verabscheute er (als Speise), und jegliches Unrecht strafte er und zum Gebrauch²⁹⁾ dienten ihm Holzspäne.

²⁵⁾ Er starb zu Lyon in der Verbannung.

²⁶⁾ Josephus (Ant. 18, 5, 4) sagt, Philippus sei kinderlos gestorben. Der Zug hier ist erfunden, um ihm die Entschuldigung der Leviratshehe zu entziehen.

²⁷⁾ Sowohl die Evangelien (Matth. 4, 12; 14, 1—12; Mark. 6, 14—29; Luk. 9, 7—8) berichten die Geschichte anders, als auch Josephus (Ant. 18, 5, 2), nach dem Johannes auf der Bergfeste Machärus am Toten Meer ermordet wird.

²⁸⁾ Johannes wird als strenger Asket geschildert, nicht aber eigentlich verherrlicht; dabei ist der Gesichtskreis durchaus der jüdische („ungesäuertes Brot“).

²⁹⁾ D. h. zur Nahrung.

III. 1. Damals trat ein Mensch auf, wenn es auch geziemend ist, ihn einen Menschen zu nennen.³⁰⁾ Sowohl seine Natur, wie seine Gestalt waren menschlich, seine Erscheinung aber war mehr als menschlich.³¹⁾ Seine Werke jedoch waren göttlich und er wirkte Wundertaten, erstaunliche und kräftige. 2. Deshalb ist es mir nicht möglich, ihn einen Menschen zu nennen.³²⁾ 3. Wiederum aber, auf das allgemeine Wesen sehend,³³⁾ werde ich (ihn) auch nicht einen Engel nennen.³⁴⁾

4. Und alles, was er wirkte durch irgend eine unsichtbare Kraft,³⁵⁾ wirkte er durch Wort und Befehl.³⁶⁾ 5. Die einen sagten von ihm, daß der erste Gesetzgeber auferstanden sei von den Toten³⁷⁾ und viele Heilungen und Künste darweise. 6. Die andern aber meinten, daß er von Gott gesandt sei.³⁸⁾

³⁰⁾ Diese Stelle steht zwischen Boll. jud. II, 9, 3 und 4, s. unten. — Die berühmte Fälschung bei Josephus (Ant. 18, 3, 3) beginnt mit den Worten: „Es lebte aber zu dieser Zeit Jesus, ein weiser Mann, wenn anders es geziemend ist, ihn einen Mann zu nennen.“ So wenig Johannes I, 1, so wenig wird hier Jesus mit Namen genannt.

³¹⁾ Die ganze Stelle macht den Eindruck, von einer Christenhand herzu stammen. Übrigens ist sie nicht glücklich geraten. Zu der „menschlichen Gestalt“ tritt als Gegensatz die übermenschliche „Erscheinung“, dann aber die „göttlichen Werke“. Man erwartet nur das zweite, weil das erste überhaupt keinen richtigen Gegensatz ergibt und der doppelte Gegensatz auffällt.

³²⁾ Wieder eine christliche Wendung, zu der das Folgende wenig stimmt.

³³⁾ D. h. auf das Wesen, das er mit allen Menschen gemeinsam hatte.

³⁴⁾ Die Worte klingen jüdisch; daß Christus Gott genannt werden könne, kommt dem Verfasser gar nicht in den Sinn: wenn nicht Mensch, so Engel.

³⁵⁾ So hätte ein Christ sich kaum ausgedrückt.

³⁶⁾ D. h. nicht durch Magie (vgl. 8).

³⁷⁾ Vgl. Matth. 16, 14, wo aber Mose nicht steht.

³⁸⁾ D. h. ein neuer Prophet, nicht aber der Messias.

7. Aber er widersezte sich in vielem dem Gesez und hielt den Sabbat nicht nach väterlichem Brauch.³⁹⁾ 8. Doch wiederum verübte er nichts Schändliches, noch Verbrechen, sondern nur durch Wort bewirkte er alles.⁴⁰⁾

9. Und viele aus dem Volke folgten ihm nach und nahmen seine Lehren auf.

10. Und viele Seelen wurden wandend, meinend, daß sich dadurch befreien würden die jüdischen Stämme aus den römischen Händen.⁴¹⁾

11. Es war aber für ihn Gewohnheit, vor der Stadt auf dem Ölberge sich mehr aufzuhalten,⁴²⁾ dort aber auch gewährte er die Heilungen den Leuten. 12. Und es versammelten sich zu ihm von Knechten 150,⁴³⁾ aber vom Volk eine Menge.

13. Da sie⁴⁴⁾ aber sahen seine Macht, daß er alles, was er wolle, ausführe durchs Wort, so befahlen sie ihm, daß er einziehe in die Stadt und die römischen Krieger und den

³⁹⁾ Der Verfasser übt umfassende Kritik an Jesus: das Gesez im ganzen hielt er nicht, insonderheit nicht das Sabbatgebot, und zwar nach den besonderen Formen der jüdischen Überlieferung. Das war freilich ein Hauptstreitpunkt, z. B. Matth. 12, 8. 10; Mark. 2, 27 f.; Joh. 5, 18; 7, 23 f.; 9, 16 usw.

⁴⁰⁾ Der Verfasser schützt Jesus gegen unbillige Angriffe: ein Zauberer ist er nicht gewesen und gemeine Verbrechen hat er auch nicht begangen. Es mag sein, daß er sich hiermit gegen die uralten jüdischen Verleumdungen Christi wenden will.

⁴¹⁾ Hier tritt wieder der politische Gesichtspunkt hervor, vgl. Joh. 6, 15.

⁴²⁾ Der Verfasser ist also der Meinung, daß Jesus sich in der Regel bei Jerusalem aufgehalten habe.

⁴³⁾ „Knechte“ sind die Jünger (s. III, 4), der Verfasser nimmt einen größeren Kreis unmittelbarer Anhänger an.

⁴⁴⁾ Vermutlich die Anhänger.

Pilatus niederhaue und über sie herrsche.⁴⁵⁾ 14. Aber jener verschmähte es.⁴⁶⁾ 15. Und hernach, als Kunde geworden war davon den jüdischen Führern, so versammelten sie sich mit dem Hohenpriester und sprachen: „Wir sind machtlos und schwach, den Römern zu widerstehen. Da aber auch der Bogen gespannt ist, so wollen wir hingehen und dem Pilatus mitteilen, was wir gehört haben, und wir werden ohne Betrübnis sein,⁴⁷⁾ damit nicht, wenn er von andern es hört, wir sowohl des Vermögens beraubt, als auch selbst niedergemacht und die Kinder zerstreut werden.“⁴⁸⁾ 16. Und sie gingen hin und teilten es dem Pilatus mit.

17. Und dieser sandte hin und ließ viele aus dem Volk niederhauen.⁴⁹⁾ Und jenen Wundertäter ließ er herbeiführen, 18. Da er in betreff seiner ein Verhör angestellt, so sah er ein, daß er ein Wohltäter sei, aber nicht ein Übeltäter sei, noch ein Aufrührer, noch ein nach der Herrschaft Strebender,⁵⁰⁾ und ließ ihn frei. Er hatte nämlich sein sterbendes Weib geheilt.⁵¹⁾

19. Und er ging an seinen gewohnten Platz und tat die gewohnten Werke.⁵²⁾ 20. Da wiederum mehr Volk sich um

⁴⁵⁾ Wieder die politische Betrachtungsweise; hiervon wissen die Evangelien nichts, aber die Begrüßung als Messiaskönig bei dem Einzug in Jerusalem erinnert immerhin daran.

⁴⁶⁾ Jesus ist also auf die Politik seines Anhangs nicht eingegangen.

⁴⁷⁾ D. h. bleiben.

⁴⁸⁾ Eine entfernte Parallele Joh. 11, 48.

⁴⁹⁾ Man kann an Luf. 13, 1 denken; in der Passionswoche berichten die Evangelien von nichts dergleichen.

⁵⁰⁾ Pilatus erkennt die persönliche Güte und die politische Ungefährlichkeit Jesu (vgl. Joh. 18, 30—38; Luf. 23, 14. 20. 22).

⁵¹⁾ Vgl. Matth. 27, 19.

⁵²⁾ Jesus ist hiernach freigesommen und hat seine Tätigkeit auf dem Ölberg fortgesetzt. Der Verfasser denkt sich offenbar einen nicht ganz kurzen Zeitraum dieser Tätigkeit, wie der folgende Paragraph zeigt.

ihn versammelte, da verherrlichte er sich durch sein Wirken mehr als alle.

21. Von Neid wurden die Gesetzeslehrer vergiftet und gaben 30 Talente dem Pilatus, damit er ihn töte.⁵³⁾

22. Und der, nachdem er (das Geld) genommen, ließ ihnen den Willen, damit sie selbst ihr Vorhaben ausführen sollten.⁵⁴⁾

23. Und jene nahmen ihn und kreuzigten ihn gegen das väterliche Gesetz.⁵⁵⁾

IV. 1. Wiederum sandte Claudius seine Gewalthaber jenen Staaten, den Cuspius Fadus und den Tiberius Alexander,⁵⁶⁾ welche beiden das Volk in Frieden bewahrten, indem sie nicht gestatteten, sich in etwas von den reinen Gesetzen zu entfernen.⁵⁷⁾

2. Wenn aber auch jemand vom Wort des Gesetzes abwich, so ward es geklagt den Gesetzeslehrern. 3. Um so häufiger verjagten sie ihn auch und sandten ihn vor das Angesicht des Kaisers.⁵⁸⁾ 4. Und da sich zur Zeit jener beiden viele herausgestellt hatten als Knechte des vorher beschriebenen Wundertäters, und da sie zu den Leuten sprachen von ihrem Lehrer, daß er lebendig sei, da er auch gestorben

⁵³⁾ Vgl. die dreißig Silberlinge des Judas, die hier durchschimmern.

⁵⁴⁾ Es wird stark betont, daß die Juden Christus kreuzigen, das ist echt jüdische Anschauung.

⁵⁵⁾ Nämlich indem sie die heidnische Strafe des Kreuzes an ihm vollzogen.

⁵⁶⁾ Landpfleger zwischen 44 und 48, natürlich nicht zusammen, wie nach dem Text scheinen kann.

Das Stück ist in Boll. jud. II, 11, 6, wo von den beiden Statthaltern die Rede ist, eingeschoben.

⁵⁷⁾ Die „reinen Gesetze“ sind die jüdischen.

⁵⁸⁾ Der Verfasser hat von Paulus gehört, den Festus (60—62) nach Rom sendet.

sei, und daß jener euch befreien werde von der Knechtschaft,⁵⁹⁾ so hörten viele aus dem Volke auf die Genannten und nahmen ihr Gebot in sich auf; nicht um Ruhmes willen,⁶⁰⁾ sie waren ja von den Geringen, die einen geradezu Schuster, die andern aber Sandalenmacher, andere Handwerker.⁶¹⁾

5. Und wie wunderbare Zeichen vollbrachten sie, in Wahrheit, was sie wollten.⁶²⁾

6. Da aber jene edlen Landpfleger⁶³⁾ sahen die Verführung⁶⁴⁾ der Leute, bedachten sie mit den Schriftgelehrten, sie zu ergreifen und zu töten, damit das Kleine nicht klein sei, wenn es im Großen sich vollendet hat.⁶⁵⁾

7. Aber sie schämten sich und erschrafen über die Zeichen, indem sie sagten: auf geradem Wege⁶⁶⁾ geschehen solche Wunder nicht. Wenn sie aber nicht von Gottes Ratschluß herkommen, so werden sie schnell überführt werden.⁶⁷⁾

8. Und sie gaben ihnen Gewalt, ihrem Willen gemäß zu handeln.⁶⁸⁾

9. Nachher aber belästigt von ihnen,⁶⁹⁾ entließen sie sie,

⁵⁹⁾ Wieder politische Deutung der evangelischen Predigt.

⁶⁰⁾ D. h. nicht, als wenn die Apostel berühmte Leute gewesen wären.

⁶¹⁾ Der Schreiber hat nur von dem Handwerkerberuf der Apostel gehört, weiß aber nichts Näheres.

⁶²⁾ Vgl. die Apostelgeschichte.

⁶³⁾ Die Landpfleger werden gepriesen, weil sie den Schriftgelehrten zuwillen sind und für das jüdische Gesetz und gegen die Christen eintreten.

⁶⁴⁾ Die Apostel sind dem Verfasser also Verfänger des Volkes.

⁶⁵⁾ Die Übersetzung scheint nicht in Ordnung zu sein, der Gedanke scheint zu sein, daß man beizeiten der Bewegung Herr werden müsse.

⁶⁶⁾ D. h. auf natürlichem Wege.

⁶⁷⁾ Vgl. die kühle Weisheit Gamaliels Apostelgeschichte 5, 34—39.

⁶⁸⁾ D. h. die Apostel werden von der römischen Obrigkeit nicht belästigt.

⁶⁹⁾ Die Apostel machen sich unbequem, der Verfasser steht ihnen offenbar unfreundlich gegenüber.

die einen zum Kaiser, die andern aber nach Antiochien, andere aber in ferne Länder zur Erprobung der Sache.⁷⁰⁾ 10. Claudius aber entfernte die beiden Landpfleger, sandte den Cumanus.⁷¹⁾

V. 1. Und über jenen Tafeln mit Inschriften⁷²⁾ hing eine vierte Tafel mit Inschrift in jenen (d. h. hebräischen) Buchstaben angehend: Jesus habe als König nicht regiert, er sei gekreuzigt von den Juden, weil er verkündigte die Zerstörung der Stadt und die Verödung des Tempels.⁷³⁾

2. Dieser Vorhang⁷⁴⁾ war vor dieser Generation⁷⁵⁾ ganz, weil das Volk fromm war, jetzt aber war es jammervoll, ihn anzusehen. 3. Er war nämlich zerrissen von oben an bis zum Boden,⁷⁶⁾ als sie den Wohltäter der Menschen

⁷⁰⁾ Sie suchten die Apostel los zu werden, einerseits indem sie sie an das kaiserliche Gericht senden, andererseits indem sie sie ausweisen (vgl. Apostelgeschichte 5, 17 ff.; 8, 1; 11, 19 f.).

⁷¹⁾ Richtige Angabe.

⁷²⁾ Von denen vorher bei Beschreibung des Tempels die Rede war (Bell. jud. V, 5, 2).

⁷³⁾ Die Inschrift am Kreuz war ein Hohn für die Juden, die nach Joh. 19, 21 f. eine feierliche Demonstration gegen jenen Spott des Pilatus veranstalteten, allerdings vergeblich.

⁷⁴⁾ Voran geht die Beschreibung des Vorhangs im Tempel (Bell. jud. V, 5, 4). Dieser Vorhang ist übrigens nicht der zwischen dem Heiligen und dem Allerheiligsten, sondern er hing vor dem Haupttor des Tempels. Nach verschiedenen jüdischen Quellen ist um jene Zeit die Oberschwelle des Tores auseinandergebrochen.

⁷⁵⁾ D. h. vor der Zeit des Josephus bzw. des Interpolators.

⁷⁶⁾ Vgl. Matth. 27, 51; Mark. 15, 38: Und siehe, der Vorhang des Tempels zerriß in zwei Stücke von oben bis unten.

und den, der durch sein Tun kein Mensch war,⁷⁷⁾ durch Bestechung dem Tode auslieferten.⁷⁸⁾

4. Und von anderen vielen schrecklichen Zeichen wird man erzählen können, die damals geschahen.⁷⁹⁾

5. Und man sagte, daß jener, nachdem er getötet war, nach der Bestattung im Grabe nicht gefunden wurde.⁸⁰⁾

6. Die einen nun geben vor, er sei auferstanden, die andern aber, daß er gestohlen sei von seinen Freunden.⁸¹⁾

7. Ich weiß aber nicht, welche richtiger sprechen.⁸²⁾ Denn auferstehen kann ein Toter von sich selbst nicht, wohl aber mit Hilfe des Gebetes eines anderen Gerechten,⁸³⁾ außer wenn es ein Engel sein wird, oder ein anderer von den himmlischen Gewaltigen,⁸⁴⁾ oder (wenn) Gott selbst erscheint wie ein Mensch und vollbringt, was er will, und wandelt mit den Menschen und fällt und sich legt und aufersteht,

⁷⁷⁾ Die Wortfügung fällt auf; die Worte „und den, der durch sein Tun kein Mensch war“ werden von einer späteren Hand eingefügt sein.

⁷⁸⁾ Die Erwähnung der Bestrafung (vgl. II, 21 f.) zeigt übrigens, daß nicht der ganze Abschnitt interpoliert ist, sondern von dem Verfasser der übrigen Stücke stammt.

⁷⁹⁾ Vgl. Matth. 27, 45. 52. 53, aber auch Josephus und andere jüdische Schriftsteller.

⁸⁰⁾ Der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ist der: Die Wunder, die damals geschahen, bringen den Verfasser noch einmal auf Christus; nur in diesem Zusammenhang interessiert ihn seine Auferstehung.

⁸¹⁾ Dies ist nach Matth. 28, 15, eine beliebte jüdische Rede gewesen, die auch in der späteren jüdischen Literatur begegnet.

⁸²⁾ Der Verfasser ist also keineswegs von der Auferstehung Christi überzeugt.

⁸³⁾ Das ist eine Vorstellung des späteren Judentums.

⁸⁴⁾ Nach II, 3 hält der Verfasser aber Jesus nicht für einen Engel. Er will sagen: mit der Auferstehung dürfte es nichts sein, denn entweder müßte ein Gerechter durch sein Gebet sie bewirkt haben — aber wer sollte das für den wider das Gesetz handelnden Mann tun? — oder Jesus müßte ein Engel gewesen sein, der er eben nicht war.

wie es seinem Willen gemäß ist.⁸⁵⁾ 8. Andere aber sagten, daß es nicht möglich war, ihn zu stehlen, weil man rund um sein Grab Wächter gestellt hatte, 30 Römer, aber 1000 Juden.⁸⁶⁾

Solches wird von jenem Vorhang (erzählt). Auch gegen die Ursache seines Zerreißen gibt es (Ausfagen).⁸⁷⁾

VI. Die einen nämlich⁸⁸⁾ verstanden darunter Herodes, die andern aber den gekreuzigten Wundertäter⁸⁹⁾ Jesus, andere aber Vespasian.

III.

Von wem und wann mögen diese Stücke niedergeschrieben sein?

Da man an einen russischen oder spätbyzantinischen Fälscher nach der ganzen Art der Stücke nicht wohl glauben kann, so lautet die nächstliegende Antwort: von Josephus selbst. So hat Verendts geantwortet und eine Anzahl von Gründen für seine Ansicht beigebracht. Seine Meinung ist folgende: Josephus schrieb, wie er angibt, sein Buch „Über den jüdischen Krieg“ ursprünglich in aramäischer Sprache. Hier hat er die Bemerkungen über Johannes und

⁸⁵⁾ Wie III, 1. 2 wird auch dieser Satz ein späterer Zusatz sein, der nicht vom Verfasser selbst stammt. Es ist eine altchristliche Wendung, daß Gott menschlich oder in Menschengestalt erscheint.

⁸⁶⁾ Von den jüdischen wissen die Evangelien nichts, aber im apokryphen Petrussev. werden sie erwähnt. Die Zahl ist natürlich in antiker Weise übertrieben.

⁸⁷⁾ D. h., andere urteilen anders.

⁸⁸⁾ Voran geht die Erwähnung einer Weissagung, daß einer um jene Zeit die Weltherrschaft erlangen werde. (Bell. jud. VI, 5, 4.)

⁸⁹⁾ Das ist des Verfassers Anschauung von Jesus: „der gekreuzigte Wundertäter“ (vgl. III, 12), nicht der Auferstandene, nicht Gott, auch nicht der Messias.

Jesus gemacht, die wir kennen gelernt haben. In der späteren griechischen Bearbeitung des Buches ließ er sie fort. Indessen hat sich jenes ursprüngliche Werk auch erhalten. Spuren seiner Einwirkung lassen sich schon im Altertum aufzeigen.

Demgegenüber halte ich die Abfassung der betreffenden Stücke durch Josephus selbst für unmöglich. Und zwar kommen folgende Gründe in Betracht. Josephus war nicht ein Mann aus dem Volk, er hat von Jugend auf dem politischen Leben seiner Heimat nahegestanden, war er doch vor 70 der Organisator des Aufstandes in Galiläa. Dann ist es aber unmöglich, daß er solche Proben von Unwissenheit, wie die Bemerkungen über Archelaus I, 8), über den Charakter des Philippus (II, 4), über Herodias (II, 6) oder die Kinder des Philippus (II, 10) sie bezeugen, gegeben habe. Auch was II, 12 über das Ende des Johannes erzählt wird, stimmt nicht zu Josephus sonstigem Bericht. Dazu kommt als entscheidendes Argument die Stellung, die der Christusabschnitt in dem slavischen Josephus hat. Er steht zwischen Bell. jud. II, 9, 3 und 4. Aber die beiden Abschnitte, zwischen die das Stück gekommen, stehen in unlösbarem Zusammenhang zu einander. Im ersten wird berichtet, Pilatus habe im Zirkus von Cäsarea die, wegen der mutwilligen Einführung der Kaiserbilder in Jerusalem, klagenden Juden von Soldaten mit dem Schwert bedrohen lassen, im zweiten, er habe zu Jerusalem auf die wegen der Untastung des Tempelschazes aufgeregten Juden von verkleideten Soldaten mit Knütteln einschlagen lassen. Der zweite Abschnitt wird eingeleitet mit den Worten: „Darauf rief er einen anderen Tumult hervor.“ Beide Abschnitte gehören unzerreißbar zusammen; in dem Jesusprozeß war es ja nicht Pilatus, der einen Tumult hervorrief. Das hat der Bearbeiter der

Antiquitäten gemerkt, denn er stellt seinen Jesusabschnitt hinter die zweite Geschichte. Es ist also eine fremde Hand gewesen, die den Jesusabschnitt verfaßte, und auch die Johannesstücke können nicht von Josephus herrühren, wie wir sahen. Zudem ist auch die Stellung des ersten Johannesstückes so ungeschickt als möglich.

Da auf den ersten Augenblick die betr. Stücke dem Christentum zugute zu kommen scheinen und da Antiq. 18, 3, 3 als christlicher Einschub bekannt ist, so erhebt sich die Vermutung, daß auch unsere Stücke von einem Christen verfaßt und in den Text des Josephus eingeschoben seien. Nun stießen wir auf Bemerkungen, die den christlichen Ursprung sehr nahelegten. Man scheint von ihnen aus schließen zu dürfen: also hat ein Christ in weitem Umfang den Josephus interpoliert. Aber der Schluß ist falsch. Das Groß der Stücke, die wir kennen lernten, kann unmöglich von einem Christen der alten oder auch mittelalterlichen Zeit herrühren. Dies kann m. E. evident bewiesen werden. Wir lassen also zunächst die christlichen Anklänge beiseite und fragen, ob ein Christ das Ganze verfaßt haben kann? Das ist zu verneinen. Die Geschichtserzählung steht vielfach zu der der Evangelien oder der Apostelgeschichte im Widerspruch. Aber vielleicht schrieb der betr. Christ sehr früh, zu einer Zeit, da die biblischen Bücher entweder noch nicht da waren, oder nicht als absolute Autoritäten galten. Aber auch dem stehen entscheidende Beobachtungen entgegen. Ich stelle die wichtigsten zusammen: 1. Die Charakteristik des Johannes, 2. der Mangel jeden Zusammenhanges zwischen Johannes und Christus in dem ursprünglichen Bericht, sowie der rein jüdisch-politische Charakter der Predigt des Johannes (I, 3, 4), 3. „irgend eine unsichtbare Kraft“ als der Grund der Wunder Jesu (III, 4), 4. seine Charakteristik als Gesetzesübertreter

(III, 7) samt der daran geschlossenen Entschuldigung, 5. seine Bezeichnung als der „gekreuzigte Wundertäter“ (VI, vgl. III, 17), 6. die durchaus skeptische Behandlung der Auferstehung (V, 6. 7), 7. die unverhüllte Parteinahme für die jüdischen Gesetzeslehrer und die ihnen beistehenden Statthalter gegen die Christen (IV, 2. 3. 6). Dazu kommen Einzelheiten, wie Jesu Sitz auf dem Ölberg (III, 10), die 150 Jünger (III, 12), die 30 Talente des Pilatus (III, 21), der Beruf der Apostel (IV, 4). Ferner 9. das Fehlen des Namens Jesus (III), vor allem aber seiner Kennzeichnung als Christus, das Schweigen von allerhand Zügen der Passion, der Auferstehung, des göttlichen Wesens Christi, der Erlösung usw., die den Christen zu allen Zeiten besonders wertvoll gewesen sind.

Auf dies Material gestützt, läßt sich mit Sicherheit behaupten: ein Christi kann das Gros dieser Stücke nicht verfaßt haben. Auch kein häretischer Christ — Judenchrist oder Gnostiker —; überhaupt kein Christ vor dem 18. Jahrhundert hätte so über Christus schreiben können, wie der Verfasser es tut. Er steht durchaus auf der Seite der Juden dem Christentum gegenüber, er hat von Christus viel Großes und Gutes gehört, aber er sieht ihn mit unverhohlener Skepsis an. Nun wohl, dann war er vielleicht ein raffinirtes Fälschergenie, der, um wenigstens einiges Gute von Christus an den Mann zu bringen, mit Virtuosität die Maske eines Juden benützte? Aber auch das läßt sich nicht durchführen. Die alte Welt hat diese Virtuosität der historischen Fälschung nicht besessen, wir haben m. W. kein Beispiel von Interpolationen, das mit unserer an Verschlagenheit und Gewandtheit verglichen werden könnte. Und wie naiv sind doch die ähnlichen Fälschungen der alten Kirche. Da soll Pilatus einen Brief an Tiberius geschrieben haben.

Hübsch ordentlich läßt man ihn nach dem Neuen Testament die Wunder Jesu aufzählen (Blinde, Aussätzige, Gelähmte, Dämonische hat er geheilt, den Wind bedroht, auf dem Meer ist er gewandelt, das ganze Judentum habe ihn Sohn Gottes genannt). Oder die alte Sibylle Weissagt das Kommen Christi: der Logos Gottes ist er, von der Jungfrau geboren, hat die biblischen Wunder getan, ist gekreuzigt, mit Essig getränkt und mit der Lanze durchstoßen, nach drei Tagen auferstanden. So „fälschten“ die alten Christen; auch die Fälschung in den Antiquitäten des Josephus, oder der nicht ungeschickt abgefaßte Brief Jesu an Abgar geben Beispiele davon. Dazu kommen solche kleine Züge, die jede christliche Fälschung m. E. ausschließen, wie etwa die beständige Hervorhebung des politischen Elements, das für einen zeitgenössischen Juden selbstverständlich, für einen Christen unbegreiflich ist; oder der kleine Zusatz „von dem wir sprechen“ bei dem Kaiser der Zukunft (I, 6), oder auch das gelegentliche vor dieser Generation“ (V, 2).

Kein Christ konnte so schreiben, wie der Verfasser des Groß unserer Abschnitte es getan hat, und kein Christ hat so geschrieben.

Von einem Heiden als Verfasser ist natürlich abzusehen. Dann kann nur ein Jude die Stücke geschrieben haben. Der Haß zwischen der Kirche und der Synagoge scheint früh angegangen zu sein. Aber es fehlt auch nicht in der Überlieferung an Spuren einer gewissen Berührung zwischen Juden und Christen in älterer Zeit. Zudem ist die Überlieferung so dürftig als möglich. Nichts spricht dawider, daß eine Rede, wie sie Gamaliel Apostelgeschichte 5 hält, Ausdruck der Überzeugung mancher gewesen ist: im stillen die Hoffnung, daß das Christentum untergehen werde wie mancher andere Aufruhr, dazu die Überzeugung, daß Gott

dem Judentum doch zum Siege über die Gegner verhelfen werde. Und auch das ist nicht undenkbar, daß es manchen Juden — zumal fern vom politischen und religiösen Zentrum des Judentums — gab, der eine gewisse Sympathie für Jesus empfand, das Gottesgericht des Jahres 70 und die christliche Deutung desselben mag doch ernstere Gedanken den Weg geebnet haben. Im ganzen sehe ich keinen stichhaltigen Grund wider die Möglichkeit, daß ein Jude in älterer Zeit so über Christus und das Christentum hätte schreiben können, wie unser Verfasser es getan hat. Freilich ist es zu betonen: in älterer Zeit. Nach 132 war derartiges kaum mehr möglich. Als Zeitraum für die Entstehung unserer Stücke möchten sich die Jahre von 75 bis ca. 110 empfehlen.

Je früher man den Aufsatz nimmt, desto sicherer ist er in jeder Hinsicht, z. B. auch im Hinblick auf V, 2: „vor dieser Generation“. — Aber einige Gegenargumente wollen erwogen sein. Es ist wunderbar, daß der Verfasser weder Jesus noch Johannes mit Namen einführt, paßt das nicht besser zu einem christlichen als zu einem jüdischen Interpolator? Aber mich bedünkt, daß dies bei einem christlichen Interpolator noch viel auffallender ist, was hatte er an dem bloßen „ein Mann“? Der christliche Verfasser des Einschubes Antiquitäten 18, 3, 3 spricht von „Jesus“ und „Christus“. Ich will nun nicht an den späteren jüdischen Brauch, Christum bloß „Er“ zu nennen, erinnern, aber ich meine, daß ein behutsamer Jude, der eine objektive Beurteilung Christi erstrebte, vielleicht doch absichtlich auf den Namen Verzicht leisten konnte, jedenfalls eher als ein Christ. — Aber wie kam dieser Jude dazu, den Josephus zu interpolieren? Es kann persönliche Kunde gewesen sein, die ihn veranlaßte, in das dunkle und unruhige Bild jener Zeit

einige Gestalten einzuzeichnen, die er für wichtig zum Verständnis der Zeit hielt. Er hätte dabei einen richtigen historischen Instinkt bewährt. Es kann aber auch literarische Überlieferung gewesen sein, die ihn antrieb, den Iosephus zu ergänzen. Christliche Literatur kann er nicht benutzt haben, wohl aber jüdische. Iosephus berichtet unzufrieden von anderen Darstellungen des jüdischen Krieges, die theils den Römern zu Gefallen, theils den Juden zu Ungunst ihre Erzählung gefärbt hätten (Bell. iud. prooem 1), einem solchen Werk könnten diese Stücke entnommen sein, die freilich nicht zugunsten der Juden sprechen, zudem kennen wir ihre Spitze in ihrem etwaigen früheren Zusammenhang nicht. Und würde sich nicht bei dieser Annahme auch das konsequente Schweigen des Iosephus über Christus erklären? Doch dem sei, wie im wolke, der Urheber der Interpolationen war jedenfalls ein Mann, dem noch nahe und beachtenswerte Tradition zu Gebote gestanden haben kann.

Die Interpolation muß nun aber in dem aramäischen Werk des Iosephus vorgenommen worden sein, da sie in der griechischen Ausgabe nirgends vorliegt. Durch welche Übersetzungen und auf welchen Wegen dies interpolierte Werk dann seinen Weg nach Rußland gefunden hat, darüber werden weitere Untersuchungen vielleicht Licht verbreiten.

Aber an vier Stellen wiesen unsere Stücke Gedanken und Wendungen auf, die zu ihrem Gesamtcharakter nicht paßten. Sie können von keinem Juden geschrieben sein, wie die übrigen Parteien von keinem Christen herrühren können. Dann muß angenommen werden, daß ein christlicher Abschreiber in sehr alter Zeit schon in dem ihm vorliegenden interpolierten Iosephustext einige Lichter aufgesteckt hat, Spuren für solch ein Verfahren existieren auch sonst im

Josephustext. Der Christ ist sehr vorsichtig vorgegangen. Was der Jude geschrieben hatte, wagte er nicht zu ändern, verstand vielleicht auch nicht seine Tragweite, es war ihm genug, auch seine Überzeugung in den Text, wie es einmal war, einzuschmuggeln. 1. Durch eine kurze Bemerkung, die als Ersatz für einen anderen Satz geschrieben wurde, rettete er den Täufer für das Christentum, indem er ihn zum „Vorläufer“ Christi machte (I, 12). 2. III, 1. 2 wurde durch die Erwähnung der übermenschlichen Erscheinung Christi und die Weigerung ihn nur einen Menschen zu nennen die Gottheit Christi angedeutet. Der Jude wird nur geschrieben haben: „Damals trat ein Mensch auf. Sowohl seine Natur wie seine Gestalt waren menschlich. Seine Werke jedoch waren göttlich und er wirkte Wundertaten, erstaunliche und kräftige. Aber auf das allgemeine Wesen sehend, werde ich ihn auch nicht einen Engel nennen.“ 3. V, 3: „und den, der durch sein Tun kein Mensch war“ ist ein Zusatz zu „den Wohltäter der Menschen“, der sich schon durch die wunderliche Verbindung mit „und“ als solcher verrät. 4. Endlich hat der Christ V, 7 die Auferstehung durch die Annahme der Gottheit Christi zu verteidigen versucht. Der Jude hat nur die Unmöglichkeit der Auferstehung durch den Satz „außer, wenn er ein Engel sein wird“ markieren wollen. — Wann dieser Christ geschrieben hat, können wir nicht sagen; nur soviel scheint mir aus seiner Ausdrucksweise „wenn Gott wie ein Mensch erscheint“ zu folgen, daß er nicht in den spezifisch judenchristlichen Kreisen zu suchen ist. Der Interpolator von Antiquitäten 18, 3, 3 fand den Abschnitt im „jüdischen Krieg“ so vor, wie wir ihn bei dem Slaven lesen und hat darnach sein „Zeugnis“ in nicht ungeschickter Unpassung an die Darstellungsweise des Josephus verfaßt.

Dies dürfte, so weit ich zurzeit urteilen kann, die Ent-

stehungsgeschichte dieser geschichtlich sehr beachtenswerten Zusätze im slavischen Iosephus sein. Zum Schluß will ich auf die Bedeutung derselben nur in ein paar Worten eingehen. 1. Vor allem ist die Charakteristik des Johannes von Bedeutung, man wird nach ihr die evangelische Überlieferung ergänzen dürfen. 2. Ebenso ist die Stellung der Statthalter zu der ältesten Christengemeinde eine belangreiche Ergänzung zu der Apostelgeschichte. 3. In bezug auf die Geschichte Christi ist der Erwägung wert die Mitteilung, daß er vor dem letzten Prozeß schon einmal vor Pilatus angeklagt gewesen sei. 4. Endlich ist von Wichtigkeit das Gesamtbild von Christus, das der Jude zeichnet: der imponierende Charakter seiner Person und seiner Taten, die Freiheit von jeder politischen Tendenz, der gewaltige Eindruck, den er im ganzen macht und der Haß und Neid, den ihm die jüdische Obrigkeit entgegenträgt. Das wären Züge, die, wenn sie echt sind, im allgemeinen das Christusbild der synoptischen Evangelien bestätigen und doch auch manche neue Frage anregen könnten.



Wirkliches Christentum.

Protokoll eines verregneten Abends aus der Sommerfrische.*)

1.

In einem Nebenraum des Speisesaales einer größeren Pension im Gebirge saß ein Kreis von Damen und Herren, nach dem Abendessen, beieinander. Draußen regnete es mit unerbittlicher Konsequenz, wie es die Tage vorher ebenso konsequent geregnet hatte. Die Stimmung in dem kleinen Kreise war nichts weniger als rosig. Man sprach von den schönen Ausflügen, die man hatte machen wollen, und man klagte über die abgelaufene Erholungszeit, die doch so wenig Erholung gebracht hätte. „Es ist wirklich trostlos“, „wir haben die langen Wochen umsonst hier gegessen“, „mein Mann bedurfte der Erholung so sehr“, „die Kinder sehen elender aus, als wie wir herkamen“ — so flogen die Sätze hin und her. Selbst der Witzbold der Gesellschaft, ein stattlicher Assessor, saß trübselig da und zog mechanisch seine — natürlich festangenähten — Manschetten aus dem Rockärmel hervor, um sie sogleich wieder zurückzuschieben. Und auch die beiden blonden Backfische, deren silbernes Lachen sonst durch den Raum tönte, lehnten sich müde aneinander und starrten auf die feuchten Fensterseiben, als müßte von dort die Lösung der Probleme kommen.

*) Aus der Konservativen Monatschrift 1907. S. 1 ff. 98 ff.

„Im Ernst gesprochen, es ist wirklich eine sittliche Prüfung, die das Wetter einem auferlegt,“ sagte eine ältere Dame. „Gewiß, meine Gnädigste,“ antwortete der Assessor, „hier können Sie Ihr Christentum bewähren!“ Das griff der greise Superintendent auf, der gern die Gelegenheit wahrnahm, um schlicht und taktvoll dem Gespräch eine ernstere Wendung zu geben. „Wirkliches Christentum,“ sagte er, „hilft über das Schwerste hinüber, warum nicht auch über ein paar Regenwochen?“ Seine Frau war, wie gewöhnlich, sein Echo: „Ja, wirkliches Christentum!“ sagte sie.

„Verzeihen Sie,“ meinte ein älterer Herr, Geheimrat und Erzellenz in einem Ministerium, „ich möchte Ihnen diesmal widersprechen. Nach meiner Beobachtung hilft das Christentum freilich im Schwersten, wie Sie sagten, aber nicht in den kleinen täglichen Sorgen und Ärgernissen. Da läßt es die Menschen stehen in den Stimmungen und Launen, die ihr Temperament nun einmal mit sich bringt. Helden der Moral können über zu enge Stiefel recht gewöhnlich schimpfen, und ernste Charaktere kommen um alle Fassung, wenn es regnet, während sie Sonnenschein in ihr Programm aufgenommen hatten. Vor der Zange des Zahnarztes zittern auch die, welche ihren Mann stehen in den Kämpfen um Recht und Religion.“

„Es ist doch wohl anders, wenn es sich um wirkliches Christentum handelt,“ mischte sich ein jüngerer Herr — die Haltung und der fest zugeknöpfte Rock ließen ihn als Offizier erkennen — jetzt in das Gespräch, der bisher aufmerksam zugehört hatte. Man sah ihm den Rekonvaleszenten nach schwerer Krankheit an. Er pflegte sich nur selten an den allgemeinen Unterhaltungen aktiv zu beteiligen, wiewohl unwillkürlich das Wort oft an ihn gerichtet wurde, denn er war im Besitz jenes gesellschaftlichen Vorzugs, den man als

sprechendes Hören oder als ein Hören nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit den Augen bezeichnen kann. „Ich meine, das wirkliche Christentum,“ fuhr er fort, „bringt eine Uenderung des Menschen in seinen tiefsten Tiefen zustande, die sich doch auch in allen äußeren Erlebnissen irgendwie zeigen muß. Es ist mir schwer, auszudrücken, was ich meine, aber das scheint mir klar zu sein, daß man unmöglich dem Christentum bloß Wirkungen in den oberen Teilen der Seele beilegen kann, während die unteren Teile von ihm unberührt bleiben. Ich denke, es muß durch den ganzen Menschen hindurchgehen. Der Christ ist doch nicht etwas wie ein vergoldeter Hahn auf der Spitze eines Kirchturmes, der innerlich doch nur aus Blech besteht, er ist innerlich umgewandelt, so daß kein Regen ihm sein Gold abwaschen kann.“

Man horchte auf in dem kleinen Kreise, der goldene Hahn hatte auch das Herz der Backfische gewonnen, und sie flüsterten einander etwas von dem goldenen Löwen auf dem Schild des Bäckers zu, aber sie widerstanden, auf einen Blick der Mutter, der Versuchung, zu kichern, und warfen mit damenhaftem Blick, aber hörbarem Ruck die Köpfe in die Höhe und die schweren Zöpfe auf den Rücken.

„Meine Herrschaften,“ sagte nun der Assessor, „wir scheinen heute im Zeichen der Theologie zu stehen, selbst Mars hat theologische Anwandlungen, und das ist gut, denn wir können dabei das Zeichen des Wassermanns und der Fische ein wenig vergessen. Aber Ordnung muß sein, sonst wird auch aus dem theologischen Zeichen nichts, das können Sie dem Juristen glauben. Der Abend ist nun doch angebrochen und so schlage ich vor, daß wir bei der Theologie bleiben. Die Fragen, die angeregt sind, interessieren uns ja alle, sind es doch nicht fachwissenschaftliche Probleme, sondern Fragen unseres täglichen Lebens. Von dem wirklichen

Christentum war die Rede, wie wäre es, wenn einige aus unserem Kreise kurz darlegen wollten, was sie unter wirklichem Christentum verstehen. Die Gegenwart der verehrten Damen — zumal der jüngsten unter ihnen (mit einer ironischen Verbeugung zu den Backfischen) — wird die Herren Redner zu edler Popularität und zu einer ebenfalls edlen Kürze ihrer Darstellung anspornen. Also, denke ich, können wir es wagen.“

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Es erschien allen als selbstverständlich, daß der Superintendent den Anfang machen solle. Der Assessor, der als Vorsitzender fungierte, bat nochmals um Popularität und Kürze der Rede.

2.

Und nun stützte der Superintendent den einen Arm leicht auf den Tisch und begann:

Meine Herrschaften, ich bin ein alter Mann, aber ich habe, so gut es mir möglich war, die neueren wissenschaftlichen Bestrebungen verfolgt, freilich ohne im ganzen von ihnen sonderlich befriedigt zu werden. Ich habe für „die Moderne“ wenig übrig, und auch die moderne Theologie erscheint mir in der Mehrzahl ihrer Produktionen das eine, das nottut zu übersehen. Doch ich will nicht streiten, sondern nur mein Verständnis des Christentums schlicht und einfach darlegen.

Unser großer Reformator hat die Rechtfertigung allein aus Glauben zum Hauptartikel des Glaubens gemacht. Sie wissen ja alle, wie dieser Gedanke ihm die Rettung brachte in dem heißen Ringen um sein Heil. Aber, indem er ihn in den Mittelpunkt des kirchlichen Glaubens rückte, wollte er die bisherige Wahrheitserkennntnis der Kirche nicht auf-

heben, sondern sie neu begründen durch den Zusammenhang mit der Gerechtigkeit allein aus Glauben. Dabei war ihm die Heilige Schrift die alleinige Autorität. Was sie lehrte, sollte gelten, die bloße Schullehre der mittelalterlichen Lehrer aber abgetan werden. Die Rechtfertigung ist somit der materielle Mittelpunkt der Christenlehre, die Heilige Schrift aber, die von Gott eingegeben ist, ist die alleinige Quelle dieser Lehre.

Der Mensch ist sündig, und zwar so, daß er ganz und gar verderbt ist. Seine Vernunft ist verfinstert und sein Wille ist böse. Durch eine schreckliche Vererbung verpflanzt sich die sündhafte Beschaffenheit des ersten Menschen auf alle seine Nachkommen. Alles geistige Streben der Menschheit und alle Kulturfortschritte führen aus dieser Beschaffenheit nicht heraus, im Gegenteil, sie dienen nur der Ausbreitung und der Vertiefung des sündhaften Wesens. Nicht besser, sondern schlechter wird das Menschengeschlecht im Lauf seiner geschichtlichen Entwicklung. Das zeigt uns die Geschichte aller Völker, die wirklich eine Geschichte durchlebt haben. Aber wir brauchen nicht auf die Geschichte zu blicken, um das zu lernen; die persönliche Erfahrung jedes einzelnen Menschen zeigt es uns klar und deutlich. Wir tun das Böse, auch wenn wir das Gute kennen. Selbstsucht und Unreinheit sind in uns vorhanden von unseren ersten Anfängen an, und alles Streben nach Besserung, und alles Kämpfen wider die Sünde verändert höchstens ihren Schauplatz in uns, nicht aber ihre Kraft. So sieht es auch die Heilige Schrift an.

Wir sind Sünder vermöge unserer Herkunft von sündigen Menschen. Der heilige und gerechte Gott aber muß den Sünder strafen. Der Sünder steht unter Gottes Zorn. Und dieser Zorn ist ein gerechter, denn der Sünder besitzt

eine — wenn auch dunkle — Kenntniß des Guten, nach der zu handeln er verpflichtet ist. In ihm ist ja das Gewissen wirksam als eine Stimme Gottes im Herzen. Diese Stimme wird aber unterstützt durch den im Gesetz offenbaren Willen Gottes. So sind wir Sünder durch unsere Herkunft, und wir sind als Sünder verschuldet, weil wir ja das Gute durch Gewissen und Gesetz kennen und es zu tun verpflichtet sind. Wir werden als Sünder geboren und wir kennen als Menschen das Gute als unsere Pflicht. Das ist die Sünde mit ihrer Macht und ihrem Elend, mit ihrer natürlichen und doch schuldhaften Art.

So zerreiben sich die Menschen in ihrer Sünde. Ihr Gewissen verdammt sie, Gottes Gesetz ist wider sie, sie kommen aus dem schrecklichen Gefühl nicht heraus, daß sie Gott verschuldet sind, und daß daher der Herr der Welt, der Urheber aller Dinge und aller Schickungen ihr Widersacher ist. Alles ist wider sie, denn sie sind wider den, der alles schafft und alles lenkt. Und nicht Naturnotwendigkeit ist dies, sondern es ist durch unsere Schuld gewirkt. Ich erinnere Sie an den Apostel Paulus oder an Luther. Sie haben die Tiefen des Christentums uns erschlossen, weil sie alles Grauen dieser Verschuldung wider Gott erlebt haben.

Es ist Gottes Ordnung, daß wir durch Gesetz und Gewissen zum Bewußtsein der Schuld kommen. Und niemand wird dies Bewußtsein haben, ohne die schreckliche Gewißheit, verloren zu sein durch eigene Schuld, und doch nicht die Kraft zu besitzen, die verlorene eigene Seele freizumachen, sie wiederzuerobern. Verloren sein heißt aber für immer und unter allen Umständen dem Bösen, dem Elend, dem Jammer verfallen sein. Das gilt von diesem Leben, es gilt aber auch von dem Leben nach dem Tode.

Liebe Freunde, aus diesem ewigen Verderben konnte nur

Gott uns entnehmen. Er hat es getan durch die Sendung Christi und durch sein Opfer am Kreuz. Kein anderer Weg war möglich. Es mußte etwas geschehen, wenn der ewige gerechte Gott den Sündern ihre Schuld vergeben sollte. Wie die Opfer eingesezt waren, damit durch sie die Schuld der Sünder gesühnt werde, so hat Gott seinen Sohn als ewiges und für alle genugsames Opfer in den Tod gegeben, damit seinem gerechten Zorn genug geschehe, damit er den Sündern ihre Schuld vergeben könne. Wir könnten es ja nicht glauben, daß der Gott, dessen Zorn wir empfanden, uns doch gnädig ist, wenn nicht eine große Tatsache uns das verständlich machte. Der furchtbare Druck, unter dem wir lebten, wäre ja eine leere Einbildung, wenn nicht Gott ihn mit innerer Notwendigkeit verhängte. Und die Befreiung wäre ja auch nur Schein, wenn jene notwendige Strafe nicht aufgehoben wäre durch ein notwendig wirksames Mittel. Dies Mittel aber, durch das Gott es sich ermöglichte, gerecht zu bleiben und doch den Sünder zu erretten, ist die stellvertretende Genugthuung Christi, sein für uns dargebrachtes Opfer.

Ich weiß, daß diese Lehre heute von allen Seiten her angefochten wird. Aber ich kann nicht von ihr lassen, denn ohne sie fällt mein Glauben zusammen. Wer die Macht der Sünde und das Grauen der Schuld gegen Gott kennt, der wird nicht davon frei, wenn er nicht dessen gewiß wird, daß die Schuld bezahlt ist, daß dem gerechten Zorn genug geschehen ist. Und wer anders konnte dies bewirken als Christus, unser Bruder und doch der ewige Gottessohn? Ich erblicke hierin nicht theologische Lehrsätze, sondern den Kern des Evangeliums. Ohne dies Opfer Christi gibt es kein Heil, denn das Heil ist die Sündenvergebung und nichts anderes.

Wir lebten einst unter dem Gesetz, wir erkannten seine Forderungen als berechtigt an, daher verdammt uns unser eigenes Gewissen. Wir waren wie Rain, unstet und flüchtig. Alle Lust wurde erstickt von dem Bewußtsein, durch Schuld verloren zu sein. Die besten Ideale, die man uns zeigte, verurteilten uns. Gott selbst stand uns als zorniger Richter gegenüber. — Da wurde uns die köstliche, süße Botschaft zuteil, daß Gott um Christi willen uns gnädig ist, daß er die Sünde uns nicht mehr anrechnet, sondern uns um Christi willen für gerecht ansieht. Gott ist mit uns versöhnt und daher vergibt er uns die Sünde. Das versichert uns die evangelische Predigt, und diese Predigt ruht auf Gottes offenbartem Wort. Eine heilige Kraft ist in ihr, und diese bewegt unser Herz, daß wir die Botschaft nicht nur anhören, sondern auch innerlich annehmen. Das ist der Glaube. Der Glaube ist die Überzeugung von der Wahrheit der Offenbarung und daher die Gewißheit der Sündenvergebung.

Aber nicht nur einmal vergibt Gott, sondern er ist dauernd gnädig um Christi willen. Die Sünde bleibt ja in uns, sind wir doch von Geburt an Sünder. Aber Gott vergibt sie uns täglich immer aufs neue. Unser Glaube ist das Vertrauen auf seine sündenvergebende Gnade. Und nun sind wir selig und glücklich, denn die Wolken des Gerichtes, der drohende Gotteszorn, sind vergangen vor den hellen Strahlen der sündenvergebenden Gnade. Und indem wir dies Höchste von Gott empfangen, sind wir gewiß, daß er uns alles geben wird, wessen wir bedürfen, daß er unser Leben hinleiten wird durch Freude und Leid, durch Sieg und Niederlage, durch Seligkeit und Kreuz, hin zu dem ewigen Kranz, den Gott für seine Kinder geflochten hat.

So gewinnt unser Herz Ruhe und Frieden. Es weiß sich geborgen in der Gnade des Vaters im Himmel. Ist

Gott aber unser Vater geworden, so haben wir als seine Kinder auch die heilige Pflicht, seine Gebote zu erfüllen. Das ist für den Christen einfach selbstverständlich. Das Kind kann nicht anders als des Vaters Willen tun. Und die Gebote dieses Willens, die uns einst so unendlich schwer erschienen, sind nun leicht geworden. Einmal, weil sie die Gebote unseres Vaters sind, dann, weil sein Geist uns innerlich bewegt, und endlich, weil wir in heißer Dankbarkeit für seine Gabe gar nicht anders können, als ihm zu dienen und durch unser Leben seine Gabe zu erwidern. So kann es in dem Leben dessen, der die Sündenvergebung erfahren hat, nicht fehlen an guten Werken. Sie sind der Dank für Gottes Gabe, sie sind unser Opfer vor dem Angesicht des Allerbarmers, sie sind die Betätigungen der Kinder, die das Vaterhaus wiedererlangt haben. Und wie immerdar Gottes Gnade über uns waltet, so können auch die frommen Werke in seinem Dienst und zu seiner Verherrlichung nie ein Ende nehmen.

Ich weiß nicht, ob ich zu ausführlich geworden bin. Jedenfalls bin ich bei dem Ziel angekommen, dem wirklichen Christentum. Wer die Schrecken der Sünde und des göttlichen Zornes in seinem Herzen erlebt hat, wer das Vertrauen gewann, daß Gott trotz der Sünde um Christi willen gnädig ist, und wer dann in dankbarer Freude Gottes Gebote zu erfüllen trachtet, der hat dies wirkliche Christentum. Es ist das Christentum, wie die Schrift und die evangelischen Bekenntnisse es lehren. Alle Dogmen der Kirche stehen mit ihm im Zusammenhang, sie sind, in diesem Zusammenhang verstanden, nicht bloße Lehrsätze, sondern wahre Lebensschätze. Wer so glaubt, für den sind auch die kleinen Mißgeschicke des Lebens nicht Zufälligkeiten, sondern Erfahrungen Gottes,

für die er dankbar ist in dem Vertrauen, daß sie ihm zum Heil gereichen müssen.

Wir gingen aus von dem andauernden Regenwetter. Das wirkliche Christentum wird sich auch darin bewähren, daß man darüber die gute Laune und den frohen Mut nicht verliert, denn der uns das Höchste gibt, wird auch in den kleinen Dingen uns das zuweisen, wessen wir bedürfen. Ja, wenn Sie so wollen auch der Regen muß Segen bringen. Das wirkliche Christentum erschrickt nicht vor Barometer und Thermometer; verregnete Touren und vernebelte Ausflüchten vermögen das Sonnenglück drinnen im Herzen nicht zu trüben. Sind die Sünden vergeben, so ist alles gut.

Damit schloß der alte Superintendent seine Rede. Er hatte warm und herzlich gesprochen, ohne doch in den Ton der Kanzel zu verfallen. Jetzt blickte er freundlich mit seinen hellen Augen um sich. Zunächst schwieg alles, nur die Frau Superintendent meinte: „ja, das ist das wirkliche Christentum, wie mein lieber Mann es allsonntäglich verkündigt; so haben Sie es wohl auch“ — zu den jungen Mädchen gewandt — „in Ihrem Konfirmandenunterricht gehört?“ Die beiden wurden rot und beeilten sich, eifrig mit den Köpfchen zu nicken.

„Meine Herrschaften,“ nahm nun der Assessor das Wort, „ich weiß nicht, wie Sie sich die Geschäftsordnung denken. Soll diskutiert werden oder sollen wir gleich einem anderen Redner das Wort geben?“

„Ich fürchte,“ sagte der alte Geheimrat, „daß bei einer Diskussion Einzelheiten in den Vordergrund kommen und dadurch unser eigentlicher Zweck, die verschiedenen Gesamtanschauungen vom Christentum kennen zu lernen, nicht erreicht wird. Ich, für meine Person, würde fast alle, im übrigen so schönen Ausführungen des Herrn Superintendenten

mit Fragezeichen versehen. Ich gehöre nicht zu den Ungläubigen, ein langes Leben hat mich glauben gelehrt, aber ich habe mir so manche Lehre der Kirche erst in meine Denk- und Sprechweise übersetzen müssen, um „wirkliches Christentum“ zu gewinnen. Ich bezweifle, daß die Gedanken über die Erbsünde, die Gottheit Christi, sein Sühnopfer, die Konzentration der ganzen Religion auf die Rechtfertigungslehre usw. heute praktisch wirksam sein können, wenigstens in den altkirchlichen Formen, die der Herr Redner angewandt hat. Ich würde ihn gern einmal predigen hören, um zu sehen, wie er seine Ideenblöcke zu Wärme gebendem Brennholz zerspaltet. Aber, wie gesagt, da es uns auf die Gesamtanschauung ankommt, so möchte ich bitten, von einer Spezialdiskussion abzusehen.“

Die Anwesenden stimmten durch Kopfnicken zu, nur ein älteres Fräulein lispelte etwas von der seligen Erfahrung der Sündenvergebung, schwieg aber sofort, als aller Augen sich auf sie richteten.

„Das Einfachste scheint mir nun zu sein,“ sagte der Assessor, „daß wir Erzellenz bitten, seine Auffassung uns nunmehr vorzutragen“. Aber der Geheimrat wollte hiervon nichts wissen. Ein jüngerer Mann müsse hierüber reden, er stamme aus einem anderen Zeitalter. Nach einigem Hin- und Herreden erklärte sich schließlich der Assessor selbst bereit, das Wort zu ergreifen.

Er sagte aber folgendes:

3.

Ich stehe zu dem Herrn Superintendenten in vielen Punkten in lebhaftem Gegensatz. Dieser Gegensatz begreift sich daraus, daß er dogmatisch denkt, während ich als moderner Mensch der historischen Denkweise folge. Das

Christentum ist meines Erachtens die höchste Stufe, die die religiöse Anschauung der Menschheit überhaupt erreicht hat. Ich halte es mit Goethe für wahrscheinlich, daß das Christentum nie übertroffen werden wird. Aber darum kann ich mich doch nicht entschließen, zwischen dem Christentum und den übrigen Religionen einen unüberbrückten Graben zu ziehen. Was die sonstigen Religionen angefangen haben, das hat auf dem Wege einer langen Entwicklung im Christentum seine Vollendung gefunden. Das Christentum hat viele Gedanken und Tendenzen aus den vorchristlichen Religionen übernommen, es ist daher gewissermaßen als Mischreligion oder synkretistische Religion zu bezeichnen. Ich glaube nicht, daß das Christentum hierdurch entwertet wird, im Gegentheil, es ist die Religion aller Religionen, es ist das weite Meer, in das alle Ströme münden.

Religion ist Deutung des Weltzusammenhanges unter dem Gesichtspunkt, daß es überirdische Gewalten gibt, die das Leben und das Geschick der Menschheit leiten. Die Religion ist die große Hypothese des Menschengesistes, durch die dieser das Ganze der Welt als von guten Geistern im Interesse der Menschheit geleitet versteht. Aber diese Hypothese erweist sich als Wahrheit, sofern sie den Menschen dauernd beglückt, sofern er durch sie die Welt versteht und fruchtbar und sicher in ihr zu wirken vermag.

Ursprünglich dachte man sich ein Reich von Geistern oder Dämonen in der Welt wirksam, dann wurden diese innerweltlichen Wesen verwandelt in überweltliche Götter, schließlich dachte man einen geistigen Gott als den Urgrund der Welt und als ihren Regenten und Schöpfer. Hatte man anfangs genug daran, wenn die Geister den Menschen irdische Güter schenkten, so empfing man später von den Göttern höhere Güter, nämlich moralische Gesetze.

Aber man stieg noch höher empor, von dem einen Gott erwartete man Erlösung, d. h. Befreiung von dem Bösen selbst. Er gibt nicht nur die Gebote, sondern er begeistert den Menschen auch zu ihrer Erfüllung. Und er verlangt nicht bloß die Erfüllung der Gebote, sondern er bleibt auch dem gnädig, der seine Seele in heiligem Streben auf ihn gerichtet hat, mag derselbe im einzelnen auch hinter der Erfüllung des göttlichen Willens zurückbleiben.

Das war der große Fortschritt, durch den die alttestamentlichen Propheten die sonstigen monotheistischen Religionen überflügelten. Nicht nur der Gesetzgeber und der gerechte Vergelter ist Gott, sondern er ist auch der barmherzige Regent der Welt. Dies hat Jesus dann aufgenommen und fortgeführt. Er hat die Nähe Gottes verspürt wie kein anderer Mensch. Nicht der fremde Weltregent, sondern der liebende Vater war ihm Gott. Nicht mühsam und ruckweise erhob er sich zu Gott, sondern er lebte in der Gemeinschaft Gottes. Er war in Gott und Gott war in ihm. Daher war seine Verkündigung göttliche Botschaft für die Menschen, daher empfanden sie über der Anschauung seiner Persönlichkeit die Reinheit und die Kraft des göttlichen Lebens. In dem Grade war dies der Fall, daß man später geradezu von seiner Gottheit gesprochen und ihn wie einen Gott angebetet hat. Aber dies ist nicht ursprünglich, es stellt nicht Jesu eigene Beurteilung seiner Person dar, sondern es ist die Strahlenkrone, die die Dankbarkeit der Menschen auf sein Haupt setzte.

Jesus verkündete den Gott der Liebe und er betätigte sich selbst dementsprechend. Den Armen und Elenden Trost zu bringen durch geistige Anregung, durch die Verkündigung der Sündenvergebung, durch Hilfe in ihrer äußeren Not — das war sein Anliegen. Er führte es aus in dem Bewußt-

sein, „das angenehme Jahr des Herrn“ unter den Menschen zu beginnen oder die Weissagungen der Propheten zu erfüllen. Genauer angesehen, faßte dies dreierlei in sich. Zunächst die frohe Botschaft, daß Gott Vater, Freund und Helfer sei, so daß der Mensch im Vertrauen auf ihn dessen gewiß sein kann, daß alle Dinge ihm zum Besten dienen, und daß auch seine natürliche Unvollkommenheit und Schwäche oder seine Sünde ihm vergeben wird. Sodann der unendliche Wert, den jede einzelne Menschenseele vor Gott hat, da er sich ihrer annimmt und ihr nahe ist. Endlich aber die große Aufgabe, dem Willen Gottes folgend, die Menschheit mit dem Geist des Guten zu durchdringen und sie so zu einem immer werdenden oder kommenden geistigmoralischen Gemeinwesen oder zu einem Reich Gottes zu gestalten.

Das hat Jesus uns gebracht. Ich meine, es ist das, was wir brauchen und was unserer sittlichen Kultur für immer genügt. Über uns der Allherr, der uns liebt, uns hilft und uns tröstet. In uns das Bewußtsein, als seine Kinder ewigen Wert und ewige Bedeutung zu haben. Unter uns diese Welt, deren wir Herr werden im Vertrauen auf die ewige Liebe. Vor uns das Ziel einer sittlichen Kulturmenschheit, an dessen Förderung wir alle arbeiten sollen und dürfen.

Das ist praktisches oder wirkliches Christentum. Es greift in alle Verhältnisse des Lebens ein, es läßt sich wirklich erleben und es mutet uns nichts anderes zu glauben zu, als was wirklich mit innerer moralischer Überzeugung geglaubt werden kann. Es ist Widersinn, daß ein Mensch darum für fromm gilt, weil er den göttlichen Ursprung einer Anzahl alter Schriften annimmt, oder weil er sich die Überzeugung von der Wirklichkeit irgendwelcher Wundertaten der Vergangenheit suggeriert. Als Kind schon habe ich dies

zu spüren angefangen, wenn ich hörte, daß einem Menschen der Glauben abgesprochen wurde, weil er Abraham oder Adam für legendarische Gestalten hielt oder die Überlieferungen über Jesu Geburt von der Jungfrau und seine leibliche Auferstehung als fromme Sagen ansah. Ingrimms erfaßt mich noch heute, wenn ich in dieser dreisten Weise über Glauben und Unglauben absprechen höre. Es verhalte sich, wie immer es wolle, mit diesen Dingen, mit dem Glauben haben sie ebensowenig zu schaffen, wie die Berichte über die römischen Könige bei den alten Lateinern. Sie sind Objekte der geschichtlichen Erkenntnis, nicht des religiösen Glaubens. Die geschichtliche Erkenntnis kann aber die Wirklichkeit von Wundern unmöglich zugestehen, weil wir heute der unerschütterlichen Überzeugung sind, daß alles natürliche Geschehen in der Welt sich nach unverbrüchlichen Gesetzen vollzieht, also niemals ein Sturm durch ein Wort hat gestillt werden oder ein großer Volkshaufen mit einigen wenigen Broten hat gesättigt werden können. Bei dieser Sachlage kann der Kirche nur dringend geraten werden, die Zeit wahrzunehmen und, ehe es zu spät ist, die Wundergeschichten fallen zu lassen, denn sie sind heute für die meisten nur ein Hindernis des Glaubens.

Mit den Wundern fallen aber auch die Dogmen. Die kirchlichen Dogmen sind gesetzliche Formeln von übernatürlichen oder wunderbaren Dingen und Geschehnissen. Von einem Menschen sagt das Dogma, er sei Gott; einen Toten läßt es wieder lebendig werden, der Menschen unendlich mannigfache Taten faßt es zusammen in der abstrakten Einheit der Erbsünde, den Vater im Himmel läßt es versöhnt werden dadurch, daß Jesus ihn immer wieder an seinen Kreuzestod erinnert usw. Aber das alles sind Aussagen, die niemand beweisen kann. Es sind paradoxe Hypothesen,

die von der Leidenschaft frommen Glaubens geprägt wurden. um die großen Tatsachen der Geschichte in bleibende abstrakte Wahrheiten zu verwandeln, indem sie mit himmlischem Glanz und ewiger Bedeutung vergoldet wurden. Es war die Art des griechischen Geistes, das Geschichtliche in abstrakte Formeln aufzulösen und das Wirkliche als Abbild ewiger Vorbilder zu fassen. Dieser Geist hat das Dogma geschaffen. Unsere geschichtliche Anschauungsweise befreit uns aber von dem Dogma. Sie kennt nur eine wirkliche Welt vieler einzelner Erscheinungen, nicht eine Welt kahler und blasser Abstraktionen, wie sie die Dogmen, dem griechischen Geschmack entsprechend, auch uns noch servieren. Die Menschen sind Sünder, jeder ist es aber in seiner Weise, die Abstraktion einer sich natürlich fortpflanzenden Sünde fördert die Erkenntnis der Sünde nicht, sondern läßt sie in Wirklichkeit nur blaß und nichts sagend werden. Und die Annahme, daß Christus ein fleischgewordener Gott ist, verdunkelt und verflacht nur die Schönheit und Wahrheit dieser persönlichsten Persönlichkeit. Ebenso wenig scheinen mir die abstrakten Sätze über die Rechtfertigung zu nützen, sie nötigen zu leicht zu einer Schablonisierung des inneren Lebens, statt daß dieses in individueller Eigenart sich frei der göttlichen Liebe bemächtigt.

Mein Christentum bedarf weder der sinnlichen Wunder noch auch der lehrhaften Dogmen. Es kennt nur das eine Wunder, daß wir in Christus der Liebe Gottes inne werden, und dies Wunder ist zugleich mein einziges Dogma. Je mehr ich mit eigenen Augen Jesu Leben und Wirken anschauen lernte, desto tiefer wurde mir diese Erkenntnis. Jesu Person und seine Lehre ist mir das Tor zu einer neuen Weltanschauung geworden. Und das befriedigt mich an ihr, daß sie nicht auf Hypothesen oder theoretischen Schlüssen

beruht, sondern auf geschichtlichen Tatsachen. So sehe ich auch den Tod Jesu an. Nicht als ein Opfer mit metaphysischen Wirkungen kommt er für mich in Betracht, sondern als das Siegel unter dem Leben Christi. Daß er seinem Gott und sich selbst die Treue gewahrt hat, bis zum äußersten, das lehrt sein Tod. Es ist der Tod des geistigen Heros, der auf dem Schlachtfeld der Überzeugungen den Heldentod erlitten hat. Die Botschaft aber, daß er auferstanden sei, bringt die Überzeugung seiner Anhänger zum Ausdruck, daß seine Person fortwirkt auch nach seinem Tode und gerade durch diesen Tod.

Ich brauche zum Schluß kaum zu sagen, daß meine religiöse Anschauung liberal ist, wie man es nennt. Ich mache mit diesem Liberalismus vielleicht mehr Ernst, als die liberalen Theologen es tun. Nichts ist mir an ihren Schriften, denen ich übrigens sehr viel verdanke, so unsympathisch als der Versuch, den sie, trotz aller Kritik, immer wieder anstellen, nämlich die neue Erkenntnis irgendwie den alten kirchlichen Formen zu akkommodieren. Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn zwar die eigentliche Gottheit Christi bestritten wird, aber dann doch Gott in Christus anders als in den Christen gewesen sein soll, oder wenn bei Christi Wirken, bei der Sünde und der Erlösung, die alten Formeln konserviert werden trotz des völlig neuen Inhalts. Da gilt Jesu Wort von dem neuen Wein und den alten Schläuchen. Diese Neigung zu alten Schläuchen, dies Versteckspielen mit ehrlich erworbenen Überzeugungen ist, wie ich glaube, ein Hauptgrund dafür, daß das liberale Christentum im ganzen so wenig Anklang in unserem Volke findet. Deshalb, meine verehrten Anwesenden, habe ich Ihnen meine Anschauung möglichst klar und unverblümt dargelegt. Seien Sie mir darum nicht böse, ich will niemanden verletzen, sondern nur

die Wahrheit sagen, so wie ich sie verstehe. Und um zum Schluß zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren, so meine ich, das praktische Christentum zu vertreten, das heißt das Christentum, das in den Menschen von heute eine wirkliche Macht werden kann, die das tägliche Leben verklärt und uns den idealen gottvertrauenden Sinn erhält in allen großen und kleinen Nöten des Daseins.

Damit schloß der Redner. Er hatte gut gesprochen, zuerst langsam und scharf akzentuierend, dann lebendig, ja leidenschaftlich. Aus der positiven Darlegung seiner Gedanken war ein Plaidoyer für sie geworden. Es hatte nicht an Unruhe gefehlt bei den Zuhörern, aber man merkte es ihnen an, daß sie bis zum Schluß gefesselt worden waren. Mancher und manche unter ihnen kannte das „liberale Christentum“ nur von Hörensagen und war gewöhnt, es schlechtweg und von vornherein zu verdammen. Nun hatte eine lebendige Persönlichkeit mit Begeisterung und Kraft es vertreten; ein Mann, den man achtete und gern hatte, hatte sich mit dem Pathos erlebter Überzeugung für die Ansichten ausgesprochen, die manchem der Hörer für nicht ganz gesellschaftsfähig gegolten hatten, wie etwa die Theorien der Sozialdemokraten. Daher schwieg man zunächst, es war ein fast peinliches Schweigen. Der Uffessor selbst brach das Schweigen zuerst. Er wies darauf hin, daß zwar eine Diskussion nicht stattfinden solle, daß aber immerhin bei der Verschiedenheit der Standpunkte es erwünscht sei, wenn wenigstens in einigen Worten die Gegensätze angedeutet würden. Aller Augen richteten sich dabei auf den Superintendenten, so daß dieser nicht umhin konnte, das Wort zu ergreifen.

4.

Ich kann nur, sagte er, meinen Dissensus zu fast allen Gedanken des Herrn Vorredners aussprechen, ich kann mich aber eben deshalb kurz fassen. Der Gegensatz zwischen uns läßt sich in drei kurze Sätze fassen. Der Herr Vorredner hat eine moderne idealistische Weltanschauung mit dem Namen des Christentums bezeichnet, ich dagegen vertrete die kirchliche Heilslehre. Er denkt subjektivistisch und ungeschichtlich, ich dagegen halte mich auf der Linie der objektiven geschichtlichen Heilserkenntnis. Er operiert lediglich mit der Vernunftserkenntnis des modernen Menschen, während ich auf dem Felsengrund der biblischen Offenbarung stehe. — Ist dies aber der Gegensatz zwischen uns, so können wir uns sachlich nicht verständigen, so sehr wir persönlich unseren gegenseitigen Standpunkt achten mögen. So wiederholt sich in dem Verhältnis unserer Anschauungen zueinander der große Gegensatz, der durch unsere Zeit geht. Ich will ihn nicht als den Gegensatz von Glauben und Unglauben bezeichnen, wohl aber tritt unserem kirchlichen Glauben ein anderer, weltlicher Glaube entgegen. Dieser Glaube kann sich im letzten Grunde mehr auf Kant, Goethe und Carlyle berufen, als auf das Evangelium der Heiligen Schrift, wie unsere Bekenntnisse es lehren.

Hier ist alles verschieden, von der Wurzel bis zum Gipfel. Sie legen Ihre Gedanken und Wahrnehmungen dar, wir predigen das alte Evangelium. Sie lassen das Christentum eine Stufe in der geistigen Entwicklung der Menschheit sein, wir sehen in ihm die absolute Offenbarung Gottes. Sie verherrlichen den modernen Menschen wie einen Heros, wir erblicken in ihm den armen Sünder. Für Sie ist das Zentrum der geistige Bedarf des modernen Menschen, für uns das Kreuz Christi. Sie haben genug

daran, daß der Mensch ein Gefühl der Sicherheit in der Welt gewinne, wir verlangen nach der Gewißheit der Sündenvergebung. Nach Ihrer Anschauung haben die Menschen natürliche Unvollkommenheiten, die Sie Sünden nennen, nach uns sind sie schuldbeladene Sünder. Nach Ihnen bedarf es daher nur der geistigen Anregungen Christi, damit der Mensch sich erlöst wisse, nach uns bedarf es einer objektiven tatsächlichen Erlösung. Daher ist bei Ihnen Jesus der große Prophet, bei uns der Gottessohn in vollem Sinn. Was Sie vortragen, ist eine fromme Philosophie, die die Religion ersetzen soll, was wir bieten, ist offenbarte Religion. Sie können sich daher naturgemäß nur an die Gebildeten wenden, die aus irgendwelchen Gründen des alten Christentums überdrüssig geworden sind, während wir uns an das ganze Volk, an alle, die des Heils bedürfen, wenden. — Das wären die Differenzen, die uns trennen. Nur das möchte ich noch hervorheben, daß mir unverständlich ist, mit welchem Recht Sie Ihre Denkweise als die „geschichtliche“ bezeichnen. Geschichtlich scheint es mir vielmehr zu sein, wenn man an der alten Überlieferung, die zu allen Zeiten in der Kirche wirksam gewesen ist, festhält und diese auslegt und anwendet auf die Bedürfnisse unserer Zeit. Dagegen halte ich es für ganz ungeschichtlich, wenn man eine moderne Weltanschauung, zu deren Herstellung unter anderem auch das Christentum beigetragen hat, als das Christentum und als den rechten Glauben der Kirche bezeichnet. Das ist nicht etwa Reformation, wie Sie vielleicht sagen werden, sondern es ist Revolution. Reformationen gehen auf das Ursprüngliche zurück, Revolutionen zerbrechen die alten Prinzipien, jene bewahren das alte Fundament und beseitigen seinen Grundlinien gemäß neue fremdartige Umbauten, diese zerstören das Fundament selbst. Das geschieht aber

auch bei Ihnen, indem Sie solche Grundwahrheiten, wie die Erbsünde, die Gottheit Christi, die Erlösung und die Rechtfertigung, sowie die Autorität der Schrift und der Dogmen, in Abrede stellen.

Lassen Sie mich abbrechen, ich bin ja so schon ausführlicher geworden, als ich wollte. Aber es kam mir darauf an, möglichst klar zu machen, warum die Kirche Gedanken, wie die Ihrigen, die, wie ich gern zugesteh, aus frommen Erwägungen hervorgehen, rund und einfach ablehnen muß. Sie werden mir meine offene Aussprache daher nicht übel nehmen.

5.

Ja, sagte jetzt der Geheimrat, daß hier ein schwerer Gegensatz vorliegt, wird uns allen klar geworden sein. Aber ist er wirklich in dem Grade unüberbrückbar, wie die beiden Herren annehmen? Soviel ich sehe, treibt uns die praktische Lage doch immer wieder dazu, zu vermitteln. Sie sagen, die Kirche könne nie und nimmermehr diese Lehren annehmen, aber was ist denn die Kirche anders als die Christenheit? Aber die Christenheit faßt doch auch alle jene Gebildeten in sich, die entweder schon so denken, wie der Herr Assessor ausgeführt hat, oder sich auf dem Wege zu dieser Denkweise befinden. Haben diese Gebildeten nicht ein Recht, zu fordern, daß die Kirche ihnen das Brot so zuschneide, wie sie es brauchen, und hat die Kirche nicht die Pflicht dazu? Sie sagen, sie kann nicht, wie aber, wenn sie muß? Die geistigen Tendenzen in der Welt lassen sich doch nicht aus den Kirchenmauern aussperren, ohne daß zugleich viele geistig hervorragende Christen aus diesen Mauern ausgesperrt werden, und wer will leugnen, daß dies der Kirche einen herben Verlust zufügt? Die Kirche ist zu bedeutungsvoll im Leben

der Völker, als daß sie sich nur auf die kleinen Leute einrichten dürfte.

Doch das sind eigentlich Gemeinplätze. Sehen wir die Sache einmal praktisch an, so meine ich, daß das schroffe Entweder-Oder, wie es die Herren Vorredner vertreten haben, überwunden werden wird. Die einander entgegengesetzten geistigen Strömungen vernichten einander so gut wie nie, sie bestehen zunächst nebeneinander fort und sie gehen dann Kompromisse miteinander ein. Das pflegt sich ganz von selbst in stillem Verdegang zu vollziehen. Jede vernünftige Regierung fördert diesen Prozeß. Die Blockpolitik, die jüngst für das innere Leben unseres Volkes proklamiert worden ist, scheint mir auf kirchlichem Gebiet schon seit längerer Zeit — mutatis mutandis natürlich — befolgt zu werden. Sie besteht darin, daß das Kirchenregiment die Mittelpartei fördert und sich auf sie zu stützen versucht. Es tut das im Bewußtsein der Pflicht, die Einheit der Landeskirche aufrechtzuerhalten und allen denen in ihr Raum zu gewähren, die am Bau der Landeskirche mitarbeiten wollen. Und es meint auf diesem Wege das alte Evangelium mit seinen Grundwahrheiten dem Volk, vor allem unserem gebildeten Bürgertum, das nun einmal liberal ist, zu erhalten, zugleich aber dem Fortschritt der religiösen Erkenntnis Raum zu schaffen. Und indem das Kirchenregiment diese Tendenz verfolgt, erfüllt es seine Aufgabe, eine ruhige und stetige Entwicklung in der Kirche durchzuführen. Gerade diese Tendenz ist es, die die Extreme zur Rechten und Linken abstumpft und das, was fruchtbar und lebenskräftig rechts oder links ist, in den Strom der Entwicklung hineinzieht. Das Kirchenregiment rechnet mit den wirklichen Kräften, die praktisch fruchtbar werden können und sofern sie in der gegebenen Zeitlage brauchbar sind.

Solche Kräfte aber bietet weder eine prinzipiell die neue Erkenntnis abweisende Reaktion, noch ein prinzipiell die alte Erkenntnis verwerfender liberaler Radikalismus dar, sondern die Elemente konservativer und fortschrittlicher Art, die sich im Leben praktisch miteinander vereinigen lassen. Keine Regierung kann daher einen anderen Weg gehen, als ihn unser Kirchenregiment einschlägt. Daß die Parteien und Schulen rechts und links daran viel auszusetzen haben, ist ganz verständlich, aber gerade dies, daß sich die Kirchenleitung mit keiner der Parteien identifiziert, ist für die ruhige Erwägung ein Beweis dafür, daß sie sich auf der rechten Bahn befindet. Die rechte Bahn ist aber die, welche zu dem wirklichen Christentum führt. Wirkliches Christentum ist aber heutzutage nur dort zu erwarten, wo die alte christliche Lehre mit dem Geist der modernen Weltanschauung irgendwie verschmolzen wird.

Wir wissen alle, daß die Jugend und die lebhaften Geister für eine solche Vermittlungspolitik ihren wohlfeilen Spott bereit halten. Aber im Leben behalten diese Vermittler recht, denn was anderes ist dies Leben selbst als die Vermittlung zwischen den Gegensätzen oder die Verbindung der Kräfte, die sich auf verschiedenen Gebieten regen?

Nun sagt man uns freilich, eine solche Entwicklung sei sachlich unmöglich, die Kirchenleitung bringe es daher mit ihren Versuchen nie weiter als zu äußerlichen Ausgleichen und zu rein taktischen Erfolgen. Das mag in manchem einzelnen „Fall“ zutreffen; auf die breite Fläche der Entwicklung gesehen, ist es aber unrichtig, die vermittelnde Tendenz wird vielmehr im kirchlichen Leben eine immer stärkere Macht. Das ist aber möglich, weil die Gegensätze der Anschauung in der Theorie unversöhnlich zu sein scheinen, aber in der Praxis oft leicht ineinander übergehen. Ich bin kein Theo-

loge, aber über diese Dinge hat doch ein alter Mann, der aufmerksam durch das Leben gegangen ist und an ihnen immer Interesse gehabt hat, auch ein gewisses Urtheil. Nehmen Sie etwa die Sünde als Beispiel. Daß alle Menschen Sünder sind, das ist eine bleibende Wahrheit, aber ob sie durch ihre physische Herkunft Sünder werden oder durch Verführung und böses Beispiel — das scheint mir, wenigstens praktisch, recht unwesentlich zu sein. Daß Christus göttliche Autorität hat, ist für den Christen wesentlich, aber ob er als fleischgewordener Gott oder als ein Mensch, in dem Gott in einzigartiger und nie wiederholter Weise wohnte, sie hat, — das scheint mir wieder ein theoretisches, kein praktisches Problem zu sein. Das wir armen Sünder der Sündenvergebung gewiß werden, das ist wichtig, aber wie Christus lange vor seinem Tode Sünden vergab und damit Glauben fand, so scheint mir wenigstens, daß auch wir zu diesem Glauben gelangen können, ohne daß er uns zuerst als vernunftgemäß und als durch Christi Opfer notwendig demonstriert wird. Das ist doch gerade des Glaubens rechte Weise, daß er Gottes Zusage ergreift und an sie sich hält, auch wenn sie unbewiesen und ohne vernünftige Nötigung an ihn herankommt. Die Sündenvergebung brauchen wir, aber einen Beweis ihrer Notwendigkeit durch Opfer oder Genugthuung brauchen wir nicht. Ebensovienig kann ich darauf Gewicht legen, daß die Vergabung mir als ein Akt göttlicher Gerechtigkeit, als Rechtfertigung also, verkündigt wird; meinen andere, mir dies Gut als Tat reinen Erbarmens erklären zu können, so ist mir auch das recht, wenn nur das Gut selbst nicht verkleinert oder gar verschüttet wird.

Das sind ja nur einige Beispiele, wie sie mir gerade kommen. Sie werden Ihnen aber veranschaulichen, was ich

meine, wenn ich von der Möglichkeit einer Verschmelzung der verschiedenen Anschauungen rede. Wir werden ja heute Abend diese Verschmelzung nicht fertigstellen, aber die Geschichte wird sie erreichen. Das ist meine Überzeugung gegenüber dem Entweder-Oder der beiden Vorredner. Und auch ich urteile, wie ich urteile, weil es mir auf wirkliches Christentum ankommt.

Nachdem der alte Herr geschlossen hatte, sagte der Affessor als Vorsitzender: „Meine Herrschaften, es läge jetzt nahe, daß sowohl der Herr Superintendent als meine Wenigkeit das Wort ergreifen und uns wider die Einwürfe Sr. Erzellenz verteidigen; indessen haben Se. Erzellenz uns beide nicht nur angegriffen, sondern auch uns beiden wider einander Recht gegeben. Ich für meine Person halte mich daran, worin ich Recht bekam, und glaube, daß von dort her die mir Unrecht gebenden Ausführungen sich von selbst erledigen werden. Ich möchte also auf das Wort verzichten, und vielleicht darf ich mich der Erwartung hingeben, daß der Herr Superintendent dasselbe tut.“

Aber dies schien den Herrn Superintendenten nun doch schwer anzukommen. Der Hinweis darauf, daß sich soeben noch jemand zum Wort gemeldet habe, veranlaßte ihn schließlich, es bei einigen kurzen Worten sein Bewenden haben zu lassen.

„Der Grund, warum ich gern ausführlicher geredet hätte“, sagte er, „ist der, daß der Herr Vorredner scheinbar sehr objektiv der Rechten und Linken dieselben Rechte einräumt, in Wirklichkeit aber eine Ansicht vertritt, die lediglich der Linken zugute kommt. Es geht ihm gerade so, wie es den Mittelparteien immer geht: aus lauter abstrakter Gerechtigkeit, die sich aber mit allerhand praktischen Erwägungen verbindet, erkennt man zwar im Prinzip den alten Glauben

an, aber kritisiert ihn im einzelnen sehr energisch und rühmt soviel als möglich den neuen Glauben der Modernen. Man ist so gerecht, daß man die Rechte, der man selbst innerlich nahe steht, kühl beiseite liegen läßt, dagegen der Linken unausgesetzt den Hof macht oder zu Hilfe kommt. Man freut sich wohl selbst dieser sog. Parteilosigkeit, die den innerlich nahestehenden Vertretern der Rechten stets Unangenehmes zu sagen oder Knüppel zwischen die Beine zu werfen weiß, dagegen die Linke nur mit Respekt zu bitten weiß, die Gaben aus dem Füllhorn ihrer Weisheit doch etwas langsamer auszuschütten, da der Genuß dieser nicht immer ganz reifen Gaben doch manchem den Magen verderben könnte. — Darauf, Erzellenz, kommt es auch bei Ihnen heraus. Die alten Formen sollen nur darum konserviert werden, damit der große Haufe nicht merke, daß allmählich ein ganz neuer und fremdartiger Glaube in der Kirche verkündigt werde. Ich kann nur sagen: Fort mit dieser unklaren Mischung, die die Fahnen und Signale der Rechten nur anwendet, um der Linken die Bahn freizumachen! Mit Recht hat der Herr Vorredner den kirchenpolitischen Charakter dieser Einheitstendenzen hervorgehoben, aber ich werde die Furcht nicht los, daß diese falsche Union die Landeskirche schließlich sprengen wird, und das würden wir doch alle als großes Unglück empfinden, wie wenigstens heute bei uns die Verhältnisse liegen.“

6.

Eine ältere Dame hatte, während der Superintendent sprach, mehrfach unruhig aufgeblickt und dann mit einem entschlossenen Ruck ihre Handarbeit in den Beutel gesteckt. Der Assessor fragte sie, ob sie das Wort haben wolle, und zu allgemeinem Erstaunen bejahte sie. Nun sprach sie.

Sie legen es mir gewiß nicht als Unbescheidenheit aus, wenn auch ich einige Worte sage, denn die Sache, von der wir sprechen, geht uns doch alle an. Es sind ja sehr schwere Fragen, die wir besprechen, aber auch ein schlichtes Laienherz kann, glaube ich, über sie ein Urtheil gewinnen. Zwar kann ich nicht so stolze feste Formeln bringen, wie die Herren sie hergestellt haben. Aber das ist kaum ein Schade. Mir wird immer bange, wenn über die großen, ewigen Wahrheiten so sicher geredet wird, als wäre jemand des Herrn Ratgeber gewesen oder hätte die ewige Welt nach Quadratruten ausgemessen. Und doch ist alles, was wir Menschen davon sagen können, nur wie ein Widerschein der Sonne in einem Waldsee. Selbst Moses durfte Gottes Angesicht nicht sehen, sondern, in eine Felspalte gestellt, sah er nur von hinten den vorübergehenden Herrn. Wir spüren Gottes Werk an uns und machen uns daraus unsere Meinungen über sein Wesen, aber wie unsicher und schwankend sind doch diese Meinungen! Haben wir nun wirklich ein Recht, uns um ihretwillen zu trennen? Aber freilich, was wir an den Werken Gottes wirklich erleben, das sollen wir sagen, und wenn sie unserer Vernunft zu widersprechen scheinen, dann sollen wir das Erlebte danach nicht meistern, sondern es tiefer zu erleben trachten; ich glaube, es wird dann auch einmal unserer Vernunft wenigstens einigermaßen einleuchten.

Aber dabei wollen wir nur jedem sein Erleben lassen. Das ist ein Privatkursus, den Gott mit uns abhält, bei dem einen beginnt er so, bei dem anderen anders, aber wenn sie wirklich lernen wollen, führt er sie alle zu dem Ziel, daß sie einst das Examen bestehen. Jeder findet dabei im Leben Personen und Gemeinschaften die ihn stärken und fördern, er soll sie freilich auch suchen. Er wird sie aber suchen, wenn es ihm mit der Religion innerlich ernst ist. Er muß

in seinem Innersten etwas erleben und er muß achthaben auf die leisen Regungen seines Herzens. Wie leicht werden sie übertönt und übersehen! Für alles haben die Menschen Zeit und Interesse, jede Fähigkeit und jedes kleine Talent, das sie haben, beachten sie sorgsam und trachten es auszubilden, ihre ganze Natur soll sich ausleben und entfalten. Aber für die große Sehnsucht im Herzen nach Gott, für die immer wieder aufsteigende Angst im Herzen hat man keine Zeit; hier wird nichts ausgebildet, man läßt es liegen, und schlimmer als das, man sucht Zerstreuung und Abwechslung jeder Art, um das Beste in sich zu ersticken. Diese Furcht vor der Tiefe, diese Flucht vor dem Ernst, das ist der Hauptgrund, warum wir so wenig wirkliches Christentum haben. Weil man sich vor dem Erleben und der Wirklichkeit fürchtet, darum versinkt man in ein Scheinleben. Wie viele leben so! Es ist nichts ernst und wirklich bei ihnen, sie freuen sich zum Schein, sie trauern und zürnen zum Schein, es wird alles Faxe und Fraze, weil ihre Seele kein Fundament hat und weil ihr Inneres leer geblieben ist!

Man kann die Kirche besuchen und den besten Religionsunterricht haben, es hilft alles nichts, weil man nicht Zeit hat für Gott, weil man sich um den inneren Bedarf seiner Seele nicht kümmern will. Und gerade hierzu wird man nicht angeleitet. Wie selten reden die Eltern mit den Kindern über solche Fragen! Aber auch Schule oder Kirche sprechen in der Regel nur so von der Religion, daß sie die fertige Religion schildern und allerhand schöne Folgen für das Leben aus ihr ableiten. Es ist wie ein Bild vom Paradies, das gemalt wird, aber über den Weg, der zum abgebildeten Paradies führt, wird nichts gesagt. Und doch findet das Paradies nur der, dem man den Weg zu ihm zeigte! Man

hört schöne große Worte über das Innenleben, aber man lernt dies Leben selbst nicht kennen, man hört von Gott, aber es ist wie eine Vokabel, wie ein philosophischer Begriff, nicht wie eine lebendige und wirksame Macht. Aber eben hiervon müssen wir loswerden, wenn wir wirkliches Christentum haben wollen. Das wirkliche Christentum ist inneres Erleben, denn es ist das Leben mit dem lebendigen Gott.

Wer dies Leben wirklich kennen lernt, der kommt über die christlichen Hauptwahrheiten bald in das reine, auch wenn er von Theologie nichts versteht. Die Theologen versuchen uns immer ihre Theologie zu bringen. Aber die brauchen wir wirklich nicht; sie sollten uns vielmehr lehren, das große, tiefe Empfindungsleben, das durch erlebte Religion unter gewaltigen Erschütterungen in uns entsteht, in seinem inneren Zusammenhang zu überblicken, es in Worte zu fassen und dann in Werke umzusetzen.

Aber leider haben die amtlichen Vertreter der Kirche hierfür nicht immer das rechte Verständnis. Die rechte wirkliche Bekehrung kann wohl als methodistische Übertreibung mißtrauisch angesehen werden. Und wenn ringende Seelen miteinander zusammenkommen, um sich zu helfen durch ihre gegenseitige Erfahrung, dann hält man solche Gemeinschaft wohl für unnütz, da ja die Predigt alles Notwendige darbiete. Aber selbst, wenn das immer der Fall wäre, so sollte man doch überlegen, wieviel Fragen der einzelnen Seelen kommen, die nur im kleinen Kreise erörtert werden können.

Wenn Sie mir noch zuhören wollen, will ich Ihnen auch kurz sagen, was mir als Hauptsache in dem christlichen Leben erschienen ist. Es ist zunächst die Verlorenheit des Menschen in seiner Sünde. Alles in ihm durchdringt die Sünde, nicht nur sein Denken und Wollen, sondern auch alle Sinne

und Triebe. Der Mensch will seine Seele dem Guten nicht unterwerfen, er will seine eigene Lust finden ohne Gott und auf Kosten seiner Mitmenschen. Was er von Gott und seinem Willen hört — es sei viel oder wenig —, dem widerstrebt er. Dann überkommt ihn die Macht Christi. Mit allen Kräften widerstrebt er ihr, jetzt erst wird seine Sünde auf ihren Gipfelpunkt geführt. Aber schließlich kann er Christus nicht widerstehen, Christus ist stärker als die Sünde und alle ihre Bundesgenossen in der Welt. Das ist unsere Bekehrung. Wenn die Macht unsres Herrn Christus uns innerlich anfaßt und uns trotz alles Widerstrebens unterwirft, dann ist für uns immer zweierlei sicher geworden, erstens, daß wir durch und durch böse sind mit all unseren sog. besseren Regungen, und zweitens, daß Christus Gott ist. Das erste ist klar, denn trotz aller schönen herzbewegenden Worte und Thaten Christi, die man uns sagte und die uns im Innersten getroffen haben, wollten wir ihm nicht folgen, wir widerstrebten mit allen Kräften und Sinnen, nicht unsere Vernunft oder unser Wille bekehrte sich zu ihm. Da er aber die Gewalt hatte, uns im Innersten umzukehren und seiner Person zu unterwerfen, so daß wir an ihn glauben und seinem Willen gehorchen, empfinden wir seinen Geist und seinen Willen als göttliche Macht. Das ist vielleicht sehr unvollkommen ausgedrückt, aber es ist die Hauptsache im christlichen Leben, denn von hier aus wird uns die ganze Offenbarung Gottes innerlich zugänglich.

Daß Christus der allmächtige Herr zugleich ein armer leidender Mensch war, der am Kreuz Gott so gehorsam war, wie wir es sein sollten, das wissen wir aus der biblischen Geschichte, und wir lernen daraus, daß wir Gott auch so gehorsam sein sollen, und daß Gott, trotz unsres immer wieder eintretenden Ungehorsams, uns unsere Schuld

vergibt, weil Christus unser Bruder und unser Haupt ist. Ich denke immer unwillkürlich an Christi Kreuz, wenn meine Schuld mich niederdrückt, denn, weil dieser eine heilige Mensch Gott treu blieb in allem Jammer und Elend, darum vergibt Gott allen denen, die sich an ihn halten, die mit seinem Leben in innerem Zusammenhang stehen. Aber Christus bewirkt nicht nur als unser reiner, heiliger, menschlicher Stellvertreter, daß uns unsere Sünde von Gott vergeben wird, sondern er wandelt uns auch mit seiner göttlichen Kraft um, so daß wir ihn in unser Herz aufnehmen und ihm gehorsam werden. Das ist auch solch ein Mangel in der gewöhnlichen kirchlichen Lehre, daß man immer nur von Sündenvergebung reden hört, aber nicht auch von der Kraft Christi, vermöge welcher wir die Sünde überwinden und im Guten wirklich fortschreiten.

Aber ich will Ihnen keinen Überblick über die christliche Lehre geben, wie die Herren es getan haben, das ist mir zu schwer. Ich wollte nur sagen, was mir der Mittelpunkt in der Religion zu sein scheint. Man versteht sie nicht, wenn man sie als Weltanschauung schildert, durch die der Mensch einen sicheren Standpunkt in der Welt gewinnt. Die Hauptsache ist die, daß der Mensch seiner Sünde inne wird und daß er Christus als den erlebt, der die Macht der Sünde in uns bricht und der uns der Vergebung unserer Sünde gewiß macht. Wenn das geschehen ist, dann kommt der Mensch wohl allmählich zu klaren Urteilen über seine Stellung in der Welt und über die vielen sittlichen Probleme, die das Weltleben ihm nahebringt. Aber das geht langsam und wird nur zugleich mit einer aufmerksamen Betrachtung der Wirklichkeit erworben, es ist auch nicht gleich fest und sicher da, sondern durchläuft mancherlei Wandlungen. Als ich in meiner Jugend bekehrt wurde, glaubte ich zuerst ganz sicher

über die Welt urteilen zu dürfen. Ich verwarf alle weltlichen Vergnügungen, ich schalt Andersdenkende als ungläubig, das ganze Weltgetriebe erschien mir beinah als unnütz. Ich habe dann meine Kinder erzogen, habe mit meinem Mann innerlich die Aufgaben und die Kämpfe durchlebt, die sein Beruf ihm brachte, habe gesehen, wie dieser rein weltliche Beruf, wenn auch auf vielen Umwegen, doch das Gute förderte, habe weiter beobachtet, wie mannigfach Gottes Führungen sind — sehen Sie, da bin ich viel, viel milder im Urtheil über die Welt geworden. Auch wo ich Gottes Stimme nicht höre und sein Szepter nicht sehe, wo rein weltliche Interessen vorliegen, glaube ich an Gottes Führung und versuche alles zu verstehen als Mittel für seine Zwecke. Aber damit kommen wird nie zu Ende, da bleibt trotz unserer Lebenserfahrungen und der Anregungen, die unser Lebenskreis uns brachte, vieles dunkel und verborgen. Aber die Religion im Mittelpunkt unseres Lebens, die ist hell und offenbar. In der Welt umgeben uns Räthsel — und wenn es nur das Regenwetter wäre — und keine Weltanschauung löst sie alle, aber in der Liebe Gottes, die wir erleben, ist nichts räthselhaft, es ist innerlich erlebte, persönliche Wirkung, wir kennen ihn, der uns erkannt hat und wir lieben ihn, weil er uns liebt. Ich wollte das noch hinzufügen, denn ich halte es für sehr gefährlich, wenn man das Christentum einfach zur Weltanschauung machen will. Es ist aber zuerst die Anschauung des offenbaren Gottes. Ich glaube, viele Christen von heute, die die lebendige Gottesoffenbarung umgehen und nur von Weltanschauung reden wollen, können das nur tun, weil ihre Eltern die Gottesoffenbarung kannten, da können die Kinder aus dem religiösen Besitz der Eltern die Konsequenzen für die Anschauung der Welt ziehen. Aber werden nun ihre Kinder, die immer nur

auf die Anschauung der Welt hingewiesen wurden, in derselben Lage sein? Ich fürchte nicht. Doch nun verzeihen Sie, bitte, daß ich so lange gesprochen habe, trotz dem alten *Müller taceat in ecclesia!* „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein,“ sagt Paulus. Die erste Hälfte des Satzes, das ist unsere Religion, die zweite ist unsere Weltanschauung, aber die zweite hat keinen Sinn ohne die erste.

Die alte Dame hatte so warm und sympathisch gesprochen, daß nach den letzten Worten sich ganz spontan Beifalls-äußerungen erhoben. Der Assessor sagte: „nun könnten wir eigentlich schließen, doch hat der Herr Hauptmann sich zum Wort gemeldet, und es wird gewiß für uns alle von Interesse sein zu hören, wie ein Herr vom Militär sich zu diesen Fragen stellt. Ich bitte daher um Ihre weitere Aufmerksamkeit.“

7.

Jetzt erhob sich der Hauptmann, trat hinter seinen Stuhl und begann seine Erörterung:

„Meine verehrten Damen und Herren,“ sagte er, „hätte ich mir nicht schon vor der verehrten Frau Vorrednerin das Wort ausgeben, so würde ich es jetzt kaum tun, denn die verehrte Dame hat mehrere Punkte, auf die es mir ankam, so warm und doch so klar berührt, das ich kaum viel Neues zu sagen haben werde und mich jedenfalls kurz fassen kann.“

Vom modernen Menschen ist heute öfter die Rede gewesen. Von einer Seite wurden seine Ansprüche an Religion und Kirche scharf betont, von der andren dagegen, wenn ich recht verstanden habe, abgelehnt. Um hierüber urteilen zu können, müßten wir doch vor allem darüber ins reine kommen, was denn unter einem „modernen Menschen“ zu verstehen ist. Wir hören ihn ebenso laut rühmen als schelten, und so, glaube ich, ist es zu allen Zeiten gewesen. Die Alten

lächeln über das Moderne, die Jungen schwärmen dafür. Nun dürfte eins zunächst klar sein, wir dürfen nicht alle Modeschlagwörter, nicht alle zeitweiligen extremen Paradoxien, nicht die neuesten Bücher, die die Reklame zufällig hochgebracht hat, kurz nicht etwas Vorübergehendes wie die Mode, als den zutreffenden Ausdruck für das „Moderne“ verwenden. Das Moderne darf nur in dem breiten Ströme der Entwicklung gesucht werden, nicht in den zufälligen Schaumspitzen auf den Wogen dieses Stromes. In diesem Sinn steht das Moderne geradezu im Gegensatz zur Mode. Die Mode bezieht sich auf einzelnes, und sie vergeht in der Regel ebenso schnell als sie entsteht. Das Moderne in unserem Sinn ist eine im Werden begriffene Grundrichtung der Bildung und Kultur. Das Moderne ist das Kommende, das noch nicht da ist, aber dessen Herannahen man — zumal die Jugend — schon stark empfindet. Es faßt in sich eine neue Gesamtgestalt der Kultur. Die Elemente, aus denen es besteht, sind die neuen Ideen und Tendenzen, die die Entwicklung der letzten Generationen hervorgebracht hat. Diese werden zu einer Einheit zusammengefaßt, und diese wird als das Ziel des Strebens in der Entwicklung bezeichnet.

Nicht um einzelne Gesichtspunkte in der Kunst, der Wissenschaft, dem sozialen Leben handelt es sich bei dem Modernen in unserem Sinn, sondern um eine das ganze Leben umspannende Richtung. Das Moderne ist unsere Zukunft, aber diese Zukunft ist in der Gegenwart vorhanden als lebendiger Keim. Daraus ergibt sich aber, daß das Moderne zu allen Gebieten des Lebens in Beziehung steht, und daß kein Gebiet sich dieser Beziehung entziehen kann. Dann hat aber auch die Kirche Beziehung zu dem modernen Leben. Sie hat es mit den wirklichen Menschen zu tun, nicht mit einem dogmatischen Menschentypus. Diese Menschen

haben bestimmte Gedanken, Neigungen, Interessensphären, Methoden und Ideale. Will die Kirche ihr Leben leiten und heiligen, so muß sie dies Leben verstehen und mit seiner Richtung rechnen. Sonst erreicht sie die Menschen nicht, sie führt ihre Wahrheiten nicht in sie ein, sondern sie predigt über die Köpfe hinweg und an den Herzen vorbei. Die Kirche hat sich immer nur schwer entschlossen auf das Moderne einzugehen, aber sie hat es schließlich immer getan. Freilich es war bisweilen zu spät, sie wurde erst dann modern, als das Moderne aufhörte modern zu sein. Gewiß muß die Kirche langsam und wohlüberlegt auf die modernen Tendenzen eingehen, aber die prinzipielle Rückständigkeit ehrt sie nicht, weil sie ihr Wirken nicht fördert.

Ich möchte mir nun erlauben, die geistigen Faktoren zusammenzustellen, die in dem Streben der modernen Welt von heute zusammengefaßt sind. Es sind in der Hauptsache folgende: Die philosophische Entwicklung seit Kant hat den Dogmatismus zerschlagen, der Mensch will seine Urteile auf der eigenen Erfahrung aufbauen, nicht überkommene Sätze, sondern die eigene Erkenntnis der Wirklichkeit ist sein Ziel. Dem alten Dogmatismus ist der Wirklichkeits Sinn entgetreten. — Die wirkliche Welt wird also genau mit Hilfe exakter Methoden beobachtet und erforscht. In der Natur wie Geschichte gewinnt man eine Fülle von Tatsachen, aber diese Tatsachen stehen miteinander in Zusammenhang, sie sind Bestandteile eines großen Ganzen. Dies Ganze befindet sich aber nicht in einem Zustand der Ruhe, sondern es ist in einem stetigen Werden oder in der Entwicklung begriffen. Daß die wirkliche Welt eine werdende Welt ist, das haben Hegel und Darwin vor allen uns — jeder in seiner Weise — eingeprägt. Der Entwicklungsgedanke in seiner Anwendung auf die Natur und die Geschichte ist

seither ein fester Bestandteil unserer Weltanschauung geworden. — In diesem Strom der Entwicklung betätigt sich aber der Mensch als freie Persönlichkeit.

Unter „Persönlichkeit“ kann man, wie es oft geschieht, nur das Individuum, das sich von allen übrigen unterscheidet, verstehen. Wir denken bei dem Wort nicht an dies leere Ich, sondern an das Ich, das empfangend und wirkend im Kontakt mit der Welt und mit Gott sich einen geistigen Inhalt bildet und so ein eigenartiger Mikrokosmos und ein eigenartiges Gottesbild wird. Goethe hat uns dazu die Anregung gegeben, aber das persönliche Verhältnis zwischen Gott und Mensch im Christentum führt erst zum vollen Verständnis der Persönlichkeit. Immer mehr Persönlichkeit zu werden, sein Innenleben zu erhöhen und zu vertiefen, sich selbst zu behaupten im Strom des Werdens — das ist des Menschen Aufgabe. Man denke an Goethes Verherrlichung der Persönlichkeit, an Carlyles „Helden“ oder auch an Nietzsche's „Übermensch“, um diesen Personalismus zu verstehen. Aber nicht nur innere Bereicherung und Verfeinerung der eigenen Person ist das Ziel dieses Personalismus, sondern zum Persönlichkeitsideal gehört auch die Tat. Man bemißt den Wert des Menschen nach seiner Wirksamkeit, denn nur das Wirksame erscheint den Zeitgenossen als wertvoll.

Mit diesem Personalismus geht vielfach der Sozialismus Hand in Hand. Allen soll die Möglichkeit, Persönlichkeit zu werden, geboten werden, daher ist das soziale Leben so zu gestalten, daß jedem ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht wird. Daher kommen die sozialen Fragen nicht von der Tagesordnung, und die soziale Wohlfahrt spricht immer ernstlich mit bei der Erwägung der Ziele der

Entwicklung oder bei der Beurteilung der Bewegungen des Volkslebens.

Dies werden die Hauptmerkmale des modernen Menschen sein. Jedermann versteht, daß diese Merkmale sowohl zum Guten wie zum Bösen reichen können. Der Wirklichkeitsinn kann zu einem schändlichen Materialismus führen, der nichts als „Kraft und Stoff“ für wirklich ansehen will oder zu einem armseligen Agnostizismus, der nur Tatsachen zu addieren versteht, ohne sich um ihren Sinn zu kümmern. Der Entwicklungsgedanke kann atheistisch verstanden und dahin gewandt werden, daß alles „von selbst“ wird. Der Personalismus kann in leeren Individualismus, in widrige Selbstbespiegelung oder in brutalen Egoismus umschlagen. Der soziale Gedanke kann, im Sinn der Sozialdemokratie, dahin mißdeutet werden, als wenn die materielle Wohlfahrt über das Glück der Menschheit entscheidet. — Es sind noch viele andere, unchristliche Anwendungen dieser Gedanken denkbar und vorhanden.

Daran nur denken die Feinde des Modernen in der Kirche, sie meinen, daß die Anerkennung des Modernen zur Anerkennung der Sünden der modernen Welt führe. Aber das ist doch offenbar ein Mißverständnis. Die moderne Geistesrichtung zeitigt besondere Sünden, aber das sind nicht neue Sünden, die man bisher nicht gekannt hat, es sind nur alte Feinde mit neuem Gesicht. Aber wenn solche besondere Sünden entstehen, so wird die Kirche nicht etwa der ganzen neuen Geistesrichtung den Krieg erklären müssen, ihre Aufgabe scheint mir im Gegenteil die zu sein, jene Sünden zu bekämpfen, wie sie sie immer bekämpft hat, aber zugleich zu zeigen, wie das Christentum diese neue Geistesrichtung verklären und heiligen kann, und wie gerade aus ihr die alten christlichen Tugenden hervorgehen können und sollen. So

kann die Kirche sich mit dem geistigen Streben ihrer Zeit verbinden und den dunkeln Drang so leiten, daß er zu lichten Zielen kommt.

Soll das Christentum einen modernen Menschen verständlich gemacht werden, so scheinen mir alle die genannten Gesichtspunkte zur Verwendung kommen zu müssen, und zwar nicht nur so, daß sie auch nebenher erwähnt werden, sondern so, daß sie die Gesamtanschauung beherrschen. Das Christentum ist also nicht zunächst als Lehre der Bibel oder als Dogma der Kirche zu schildern, sondern es ist darauf Gewicht zu legen, daß man nur auf dem Wege der Erfahrung oder des Erlebens das Christentum wirklich kennen lernen kann. Selbstverständlich kann jeder durch rein geschichtliches Studium vom Tatbestand des Christentums Kunde gewinnen, aber dadurch hat er sein Wesen ebenso wenig erkannt, als jemand weiß, was Liebe ist, wenn er nur von ihr hat reden hören. Es handelt sich vielmehr um ein persönliches Erleben der wirksamen Mächte, von denen die christliche Lehre berichtet. Dies Erleben ist das Innewerden der persönlichen Gegenwart Christi. Wir hören alle von ihm, und seine Person interessiert uns, seine Gedanken beschäftigen uns. Aber dies ist vielleicht ein Zeichen religiösen Sinnes, nicht aber Religion. Dann aber geschieht es, daß alle die Gedanken von Gott und göttlichen Dingen Einheit gewinnen, und zwar so, daß wir in ihnen einen lebendigen Willen auf uns gerichtet empfinden. Dies: ich will dich, in dem alle Gebote und Verheißungen, alle Gaben und Aufgaben, die wir kennen lernten, zusammenklingen, ist der Kernpunkt des religiösen Erlebens.

Christus lebt und er will uns. Aber unser Wille widerstrebt zunächst seinem Willen: wir wollen nicht was er will, und wir wollen was er nicht will. Veraltet, unprak-

tisch, übertrieben kommt uns Christi Wille vor, ein ganz fremdartiges Gesetz ist er, wir empfinden nur Aufgaben keine Gaben. Aber dieser Wille unterwirft uns, nicht mit physischer Gewalt, sondern indem er uns innerlich überzeugt und umwandelt. Zunächst erkennen wir, wie wahr und erhaben die Offenbarung Christi ist, aber wir haben trotzdem keine Lust ihr zu folgen. Dies ist der Kampf, den jeder ernstere Christenmensch kennt: für wahr halten ohne Lust, erkennen ohne Hingabe. Dieser Kampf kann sich lange hinziehen. Er schließt damit, daß wir von dem Willen Christi innerlich bewegt und erwärmt werden. Wir spüren seine begeisternde, lebendige Gegenwart als die Offenbarung des Göttlichen in uns und wir treten mit ihm in persönliche Lebensgemeinschaft, so daß wir gern und leicht tun, wozu sein Geist uns antreibt, die Aufgaben werden uns zu innerlich empfangenen Gaben.

Das ist das Erlebnis, durch das wir Christen werden. Wir erfahren dabei in enger Verbindung sowohl das Verderben unserer Sünde als die göttliche Kraft Christi. Diese ist es, die die Macht der Sünde in uns bricht, wie andererseits der Anschluß an Christus uns dessen versichert, daß Gott unsere Sünde uns vergibt. Das heißt, wir erleben Christi göttliche Kraft an den erneuernden Wirkungen, wir haben aber an seinem reinen heiligen Menschenleben den zureichenden Grund zur Annahme, daß Gott uns um seiner willen gnädig ist.

Als Gabe des Christentums wird oft nur die Sündenvergebung hingestellt. Aber die göttliche Kraft Christi erleben wir vor allem doch in seiner schöpferischen Macht uns innerlich zu unterwerfen, oder seinen guten Willen in uns wirksam werden zu lassen, so daß wir glauben und lieben können; erst der Glaube kann doch der Vergebung der Sünde inne-

werden. Das hat die verehrte Vorrednerin aus ihrer Erfahrung heraus, wie ich glaube, richtig betont.

Doch genug davon. Ich wollte nur zeigen, wie die erfahrene Offenbarung, und nicht das Dogma, für den modernen Menschen die Quelle seines Glaubens sein wird. Ich will mich damit übrigens keineswegs gegen die Dogmen erklären. Wie der einzelne Christ aus seinem religiösen Erleben sich feste Erkenntnisse bildet und bilden muß, so kommt auch die Kirche auf dem Wege ihrer Geschichte zu gewissen festen Grundwahrheiten. Indem diese die christliche Lehre und Predigt bestimmen, wirken sie auf uns alle ein. Aber diese Grundwahrheiten oder Dogmen müssen von dem Christen innerlich erlebt und als Ausdruck religiöser Wirklichkeit empfunden werden, eine bloß äußerliche Anerkennung würde uns zu nichts nützen. Aber eben deshalb muß die Kirche die alten Wahrheiten in unsere Sprache und Denkweise übersetzen und ihre Fruchtbarkeit an dem Bedarf des modernen Geisteslebens bewähren. Wie unendlich tiefe Gedanken, die gerade uns Menschen von heute wieder als besonders fruchtbar und wertvoll erscheinen, stecken etwa in den großen alten Lehren von der Allgemeinheit der Sünde, von der Wirksamkeit der Gnade, von der Trinität und der Gottheit Christi des Herrn. Man muß sie nur, statt mit oberflächlicher Verstandeskritik an ihnen herumzumäkeln, ruhig verstehen und sie dann auf Grund erlebten Glaubens in die moderne Denkweise umsetzen, und man wird empfinden, daß sie notwendige Grundbestandteile wirklichen Christentums und wirklicher Religion sind. Ich wenigstens möchte nichts von alle dem preisgeben was wenigstens die Sache, den Kern, die Tendenz der alten Lehre anlangt.

Freilich in der Ausdrucksform oder den Beweisen ist a manches für unser Bewußtsein fremd und fremdartig ge-

worden. Aber sofern wir dasselbe religiöse Leben haben wie die Väter des Dogmas, werden auch uns religiöse Erkenntnisse zu teil und die kommen in der Sache mit der alten Lehre doch fast immer überein.

An diese Erörterung der religiösen Erfahrung und ihres Verhältnisses zu der alten Kirchenlehre, schließe ich nun weiter den Gedanken, daß die beiden Prinzipien des Personalismus und Sozialismus in dem Christentum geradezu auf ihre Höhe geführt werden. Nichts kann in dem Menschen ein so starkes und tiefes Bewußtsein seiner persönlichen Würde erzeugen als die Gemeinschaft mit Gott selbst, die unser sittliches Leben vertieft, und nichts kann das persönliche Leben so bereichern und verfeinern als die fortgehende Berührung mit dem göttlichen Geist. Das Christentum demütigt den Menschen auf das tiefste, denn das Erleben Gottes bringt uns das Bewußtsein unserer Kleinheit und Unreinheit; aber das Christentum erhöht auch den Menschen auf das höchste, sofern er hier mit Gott in Lebensgemeinschaft zu treten vermag.

Aber auch die soziale Tendenz verbindet sich auf das beste mit dem Christentum. Zu allen Zeiten war es sozial wirksam, und das Ziel, das Jesus der Entwicklung aller Dinge gestellt hat, ist nicht die Isolierzelle frommer Asketen, sondern ist ein soziales Gottesreich. Der Christ weiß es daher, daß all seine Arbeit nicht nur für ihn selbst geschieht, sondern daß sie der Herstellung des Gesamtwohls im Reich Gottes dient. Wie eng aber dieses mit den sozialen Problemen der Zeit sich berührt, ergibt sich schon daraus, daß die christlichen Kreise auch neuerdings wieder an diesen in hervorragender Weise mitarbeiten. Ich brauche Sie nur an die Innere Mission zu erinnern oder auch an die mannig-

fachen Ausprägungen, die der christlich-soziale Gedanke gefunden hat.

Ich darf mir nicht erlauben Ihre Aufmerksamkeit noch weiter in Anspruch zu nehmen, daher wende ich mich sofort dem letzten Punkt zu. Das Christentum steht dem historischen Sinn der Zeit durchaus sympathisch gegenüber. „Entwicklung“ ist das Schlagwort in weiten Kreisen. Nicht fertige Wahrheiten waren der Menschheit gegeben, sondern in vielen Ansätzen, im harten Kampf um das Objekt erschloß sich dies allmählich dem Geist, und kam er zu einer immer tieferdringenden Erkenntnis. Und nicht von vornherein hielt der Mensch die Zügel der Herrschaft über die Natur in der Hand, sondern erst ganz allmählich lernte er seine Überlegenheit über sie erkennen und ausnützen. Sofern es sich hier um rein natürliche Erkenntnis und Weltbeherrschung handelt, steht das Christentum diesen Behauptungen ziemlich neutral gegenüber. Nun behauptet man aber, auch die Religion unterliege diesem Gesetz der Entwicklung. Was man Offenbarung nenne, sei in Wirklichkeit nur ein gewisser Reifegrad der menschlichen Erkenntnis. Das heißt, nicht Gott offenbart sich, sondern der Mensch bildet sich Gedanken von Gott. Der Christ kann dem nicht zustimmen, wie ich es wenigstens verstehe, trotz der Ausführungen eines der Herren Vorredner. Er erlebt die wirksame Person Jesu Christi, die das in ihm lebendig macht, was einst der geschichtliche Christus gelebt und gesagt hat. Dadurch wird der geschichtliche Christus für ihn freilich zu einer göttlichen Offenbarung, die den Menschen gebracht hat, was sie von sich aus nicht finden konnten. Nun aber steht Christus im Zusammenhang zu den Offenbarungen, die das Alte Testament bezeugt, daher gewinnen diese für den Christen auch den Charakter der göttlichen Offenbarung. So bietet uns die Bibel Offen-

barung Gottes dar, wir erkennen diese Offenbarung aber auf dem Wege des Erlebens oder der Erfahrung. Und wie dies Erfahren ein wunderbares Ereignis ist, so geht dem Christen der Sinn für die Wunder der Offenbarung auf. Ist dann hierdurch die Entwicklungsidee einfach ausgeschlossen für die christliche Betrachtung? Ich glaube nicht. Zunächst hat Gott selbst sein Wesen stufenweise den Menschen offenbar gemacht entsprechend ihrer Fähigkeit ihn zu erfassen. Es gibt also eine von Gott gewollte, dem Menschengeschlecht angepasste Entwicklung der Offenbarung. Der Fortgang von den Propheten zu Christus ist als eine Entwicklung zu verstehen. Sodann aber erfährt die Menschheit nur ganz allmählich, wieder auf dem Wege einer geschichtlichen Entwicklung, die ihr zuteil gewordene Offenbarung. Es dauert lange bis die Gedanken eines Propheten etwa Gemeingut des Volkes werden. Mancherlei Faktoren geschichtlicher Entwicklung von Bildung und Kultur spielen dabei mit. Die Offenbarung Gottes in Christus ist erst recht langsam erfährt worden, denken Sie nur an Namen wie Paulus oder Johannes, Jakobus oder Petrus, Augustin oder Luther, vergegenwärtigen Sie sich, wie verschiedene Seiten im Christentum im Lauf seiner Geschichte betont worden sind, so gewinnen Sie das Bild einer großartigen Entwicklung, die die Offenbarung Christi im Geist der Menschheit durchlebt hat. Je fruchtbarer ein Prinzip ist, in desto mannigfacheren Formen vermag es sich zu entfalten. Gerade hieraus aber schöpfe ich die Überzeugung, daß auch der Geist unserer Zeit, das Moderne in unserer Mitte, der Offenbarung Christi neue Erkenntnisse und Gesichtspunkte wird entnehmen können, wie noch jedes geistig rege Zeitalter es getan hat.

Nun glaube ich aber gezeigt zu haben, daß auch der Entwicklungsgedanke für das Verständnis des Christentums

fruchtbar ist. Daraus folgt aber, daß dieser moderne Gedanke anzuwenden ist in der christlichen Verkündigung, um dem modernen Menschen das Christentum verständlich zu machen.

Doch ich muß hier abbrechen. Ich verstehe es sehr gut, daß die Theologen, die die von mir vorgetragene Auffassung vertreten, darauf aufmerksam machen, daß das neue Programm noch unendlich viel Arbeit machen wird. Aber ich glaube doch, daß schon das Programm von größtem Wert ist. Ich habe seine Wichtigkeit an mir selbst erprobt. Ein durch und durch moderner Mensch, eingetaucht in die geistigen Strömungen unserer Zeit, bin ich doch ein positiver Christ geworden. Das Wunderbare, das ich an Christus erlebt habe, hat den Rahmen meiner modernen Gedanken nicht zerbrochen, und diese Gedanken haben jenes Wunderbare nicht erdrückt. Gerade als moderner Mensch empfinde ich kräftig und unmittelbar die Kraft des Christentums. Ich versuche dieser Kraft einen neuen Ausdruck zu schaffen wegen der besonderen Art, in der ich als Kind meiner Zeit sie kennen lernte, aber ich habe dabei das Bewußtsein, überall mit den tiefsten Tendenzen und dem eigentlichen Kern der Kirchenlehre übereinzustimmen: ich kann mich mit innerer Wahrheit zu unserer Kirche halten, ihren Glauben bekennen, ihre Lieder singen, ihre Gebete mitbeten. Ich stehe hiermit keineswegs allein da. Es steckt viel Eitelkeit und noch mehr unbedachtes Nachsprechen in den landläufigen „Zweifeln“.

Wir gingen aus von dem wirklichen Christentum. Wirkliches Christentum ist erlebtes Christentum. Es ist die Erfahrung der Gnade Gottes in der Liebesenergie Christi, es ist das Erleben der göttlichen Kraft, die die Sünder Gott unterwirft und sie mit dem Trost der Vergebung erfüllt. Dies innerste Erlebnis, das uns in ein ganz neues Verhältnis zu Gott bringt, ändert nun aber auch unsere

Stellung zur Welt. Es gibt uns ein neues Verständnis des Zusammenhanges, des Ursprunges und des Zweckes der Welt und es läßt uns die Aufgaben unseres praktischen Lebens mit neuen Augen ansehen. Daß alles von Gott kommt und daß alles Gott dient — das ist der Inhalt der christlichen Weltanschauung, wie sie sich aus dem religiösen Glauben ergibt. So vermag denn der Christ auch das Kleine und Geringfügige, auch das Schädliche und Widrige mit frommem Auge anzusehen, denn es kommt von Gott. Eine eigentümliche Gelassenheit und Sicherheit folgt aus dieser Grundstellung des Christen, aber nicht minder der Eifer und die Hingabe im Dienst des Lebens, ist er doch Gottesdienst.

Das Problem, von dem wir halb scherzhaft ausgegangen sind, ist daher — genau genommen — kein Problem. Wie nach dem Wort des Dichters „nord- und südliches Gelände“ im Frieden von Gottes Händen ruht, so hat auch ein winterlicher Sommer ebenso wie ein sommerlicher Winter Teil an diesem Frieden. So liegt die Sache, wenn man sie ernsthaft anschaut. Im Scherz ist ein bißchen Schimpfen über Regen und Kälte niemand verwehrt, denn das Schimpfen erwärmt das Blut und ist ja nicht böse gemeint. Es wird so viel geschimpft in unserem lieben Vaterlande, aber es ist trotz allem in ihm noch viel Pietät und auch naturwarne Frömmigkeit vorhanden. Mögen Kirche und Christentum das ihrige tun und den guten Keim zu fröhlicher Blüte bringen. Das geschieht aber, wenn die wirkliche Frömmigkeit gepflegt wird in den Formen, deren der wirkliche Mensch von heute bedarf. Das positive Christentum ist nicht gegen den modernen Menschen zu richten, und der moderne Mensch nicht wider das positive Christentum auszuspielen, denn sie gehören beide zusammen zu gegenseitiger, fröhlicher und starker Förderung.

Es war spät geworden, als der Hauptmann seine Rede schloß, aber die allgemeine Aufmerksamkeit hatte sich bis zuletzt erhalten, wie manches Kopfschütteln, aber noch mehr zustimmendes Nicken gezeigt hatten. Ein gewisses Befremden hatte sich zuerst geltend gemacht, als der Redner als Verteidiger des modernen Menschen sich bekannte, aber die Aufmerksamkeit war dadurch nur geschärft worden für die Erörterungen, die dem positiven Christentum galten. „So etwas lasse ich mir gefallen,“ sagte die alte Exzellenz zuerst. „Ich muß bekennen, daß mich die Ausführungen des Vorredners kolossal angeregt haben. Ich hatte mir das positive Christentum immer nur in den unmodernen Formen der überlieferten Orthodorie gedacht, daher erschien mir die Unterstützung des liberalen Elementes eine kirchenpolitische Notwendigkeit zu sein. Ich glaube, daß unsere leitenden Politiker fast alle diese Auffassung teilen. Sie schätzen den kirchlichen Liberalismus, weil sie meinen, die Kirche vertrete einen starren, dem modernen Denken und Empfinden unverständlichen Dogmenglauben, der kirchliche Liberalismus aber mache die christlichen Gedanken den modernen Menschen erst verständlich. So denken unsere Staatsmänner das Christentum mit dem Kulturfortschritt dadurch am leichtesten verbinden zu können, daß sie den theologischen Liberalismus fördern. Das ist bei uns in Preußen ja von alters her fast ein — unausgesprochener — Grundsatz der Kirchenpolitik. In der Regel haben die Vertreter der Orthodorie sich demgegenüber auch in die Rolle Vertreter des Alten und Unmodernen zu sein, gefügt. Es ist daher ein überaus kühner Gedanke, die Interessen des modernen Menschen und das positive Christentum so zu verschmelzen, wie der Herr Vorredner es getan hat. Im einzelnen wird da gewiß manche

Schwierigkeit bleiben, aber, auf das ganze geblickt, leuchtet Ihr Gedanke mir völlig ein; wenn er durchdringt, müßte ich meine kirchenpolitischen Auseinandersetzungen von vorher stark modifizieren, denn Sie würden dasselbe Ziel mit einfacheren und sachlicheren Mitteln erreichen."

Auch der Superintendent griff nochmals zum Wort: „Mir sind die Ausführungen des letzten Redners unendlich viel sympathischer als die Darstellung des Herrn Assessors. Daß ein Offizier sich in diesem Sinn ausgesprochen hat, ist mir besonders wertvoll, denn wir wissen alle, daß der Geist unseres Offizierskorps für weite Kreise unseres Volkes von Bedeutung ist. Die Offiziere spielen im Neuen Testament eine schöne Rolle. Drei Hauptleute haben ein tiefes Verständnis des Herrn erreicht, während die offiziellen Vertreter der Rechtgläubigkeit nur zu lästern wußten; ich denke an den Hauptmann von Kapernaum, den Hauptmann unter dem Kreuz und an Kornelius. Zu ihnen gesellt sich nun unser verehrter Herr Hauptmann. Ich bin ihm herzlich dankbar für manches Wort, freilich will mir anderes nicht einleuchten. Die Autorität der Bibel wird mir nicht ausreichend betont, Christi Sühnopfer kann ich doch nicht in dem Sinn der alten Lehre bei ihm finden. Und ich mag es nicht, wenn neben die Sündenvergebung oder die Rechtfertigung noch besonders — und zwar so überaus stark betont — Christi schöpferische umwandelnde Macht gestellt wird. Allerdings muß ich zugestehen, daß Luther selbst dies oft getan hat, aber es erinnert mich doch zu sehr an die moderne Gemeinschaftsbewegung und den Methodismus. — Übrigens möchte ich die Herrschaften noch darauf aufmerksam machen, daß die Hauptrichtungen der Theologie unserer Tage heute an Ihnen vorübergezogen sind. Ich habe die alte, echte Kirchenlehre, so gut ich es verstand, dar-

zustellen versucht, der Herr Assessor hat sich der liberalen oder religionsgeschichtlichen Anschauung angeschlossen, während der Herr Hauptmann die Lehrweise verfolgt, deren verschiedene Gruppen sich unter dem Gesamtnamen der modernen positiven Theologie zusammenfassen lassen. In Ihren Ausführungen, gnädige Frau, glaubte ich endlich einen Zug des modernen Gemeinschaftschristentums wahrzunehmen.“ —

„Die Leitung ist nach und nach,“ ließ sich jetzt der Assessor vernehmen, „meinen Händen entglitten. Ich ergreife sie jetzt nur, um sie definitiv niederzulegen. Es ist nämlich, wenn ich die Zeichen der Zeit recht deute, hohe Zeit schlafen zu gehen. Die Gasflammen sind überall abgedreht, der Oberkellner hat mehrmals recht mißbilligend nach unserer Ecke geschaut, und die Augen der jungen Damen sind bedenklich klein geworden („Aber bitte,“ riefen diese dazwischen, „so entzückende Vorträge könnten wir noch stundenlang anhören!“), „daher denke ich, wir machen Schluß. Da morgen und übermorgen Regen so gut wie sicher zu erwarten ist, werden wir ja noch genug Gelegenheit haben, Revanche zu nehmen und zu geben und uns über unsere Probleme in aller Freundschaft zu zanken. Ich z. B. merke mich schon heute vor, zu einer kleinen Auseinandersetzung mit den Herren Vertretern von Kirche und Heer.“

„Es ist schade,“ sagte die Mutter der beiden Backfische, die im stillen die Absicht hegte, ihre beiden Töchterlein bei Gelegenheit über die Vorträge des Abends ein wenig zu examinieren, „es ist schade,“ sagte sie, „daß die guten Worte, die heute gesprochen wurden, verloren gehen sollen.“

„Ich habe,“ warf schüchtern ein junges Mädchen ein, „heute zum erstenmal von meinem Stenographiekursus im vorigen Winter in größerem Umfang Gebrauch machen können, ich habe alle Reden nachstenographiert.“

„Das ist ja scharmant,“ antwortete der Uffessor, „wenn Sie die Reden aufschreiben und sie den Herren Rednern „zugeneigter Durchsicht“ vorlegen könnten, dann wäre ja dem Wunsch der gnädigen Frau entsprachen.“ Jetzt sahen die beiden Backfische einander betroffen an, denn sie hatten die fromme Absicht ihrer Mutter erkannt.

„Ja,“ sagte der Superintendent, „wenn das liebe Fräulein die Reden niedergeschrieben und wir sie durchgesehen haben, so wollen wir doch noch weitere Kreise an den Freuden dieses verregneten Abends teilnehmen lassen. Ich schlage vor, daß wir die Reden irgendwo, wo sie hoffentlich viele nachdenkliche Leser finden, veröffentlichen.“

Bravo! hieß es von allen Seiten und unter freundlichen Wünschen für eine gute Nacht und mit einigen unsicheren Hoffnungsworten hinsichtlich des Wetters morgen trennte man sich.

Dem Beschluß der Gesellschaft entsprechend ist in obigem das Protokoll jenes Abends den Lesern vorgelegt worden. Vielleicht regt es den einen oder anderen an, an der Diskussion teilzunehmen. Aber eins ist sicher, wirkliches Christentum wird sich nur dort entwickeln, wo die alte Wahrheit des Evangeliums mit dem wirklichen geistigen Leben unserer Zeit sich verbindet. Nicht um der Vergangenheit, sondern um der Gegenwart und der Zukunft willen halten wir in froher Hoffnung an dem Evangelium fest.



Andacht und Schönheit.*)

Das Wort „Andacht“ ist selten geworden in unserm Sprachgebrauch. Es begegnet uns noch am häufigsten in Verbindungen wie „Andachtsbuch“ und „Andachtsstunde“. Es wäre vorschnell, wollte man aus dem Zurücktreten eines Wortes auf das Verschwinden der Sache schließen. Aber vielleicht kann man doch die Beobachtung, ganz abgesehen von dem Wort, feststellen, daß wir in dem modernen Leben es schwer haben, zur Andacht zu gelangen, und daß daher das Wort nicht bloß, sondern auch die Sache bei uns schwindet. Das Leben ist komplizierter als früher geworden, so viel Einzelnes will erlernt, gesehen, kennen gelernt werden, und der Kreis, in dem der Gebildete sich bewegt, wird immer größer und umspannt immer ungleichartigere Dinge. In wie viele Gebiete führt etwa die tägliche Zeitung ihre Leser ein, und die bunte Fülle einzelner ganz verschiedenartiger Nachrichten und Notizen, mit denen sie angefüllt zu sein pflegt, läßt es nur schwer zu ruhiger Überlegung, zu stiller Betrachtung des Gelesenen kommen.

Die Andacht ist auf dem religiösen Gebiet zu Hause. Andacht ist Glauben als Gemütsstimmung. Der Glaube

*) Aus dem „Eckart“ 1906, S. 347 ff.

wird Gottes inne. Der Gläubige erlebt Gottes Gegenwart in seinem Wirken. In der Not der Schuld, die ihm das Gewissen drückt, wird er inne der vergebenden Liebe. In dem Hin- und Herschwanken der Überlegungen empfindet er den erlösenden göttlichen Willen, der ihn innerlich zu dem Guten bestimmt und antreibt. In dem Wechsel der Geschicke, in Krankheit und Not oder in Freude und Erfolg spürt er die Gegenwart des allwaltenden Herrn, der auch durch die äußeren Fügungen des Lebens zu seiner Seele redet und seine führende und erziehende Liebe ihr offenbart. Das ist der Glaube des Christen. Es ist das Innwerden und das Empfinden der Nähe und der Wirksamkeit Gottes. Aber in einzelnen Akten vollzieht sich dieser Glaube. Er hört wieder auf, wenn der besondere Anlaß schwindet, er sinkt auf den Grund der Seele herab, um wieder emporzukommen, wenn eine Gottesstat ihn emporruft.

Nun soll der Glaube aber *bleiben*. Er bleibt, indem er in dem Gemüt eine Grundstimmung hervorruft. Sinnend hängt die Seele an dem Großen, das sie erlebte; auf die Erregung, in die es sie versetzte, folgen Ruhezustände. Die Empfindung, das Denken und der Wille, die zusammenwirkten in dem Glaubensakt, ruhen aus. Aber sie hinterlassen ein Gefühl oder einen Gemütszustand. Dem Menschen ist wohl und frei, denn er fühlt sich von Gottes Hand gedeckt; ihm ist fröhlich und heiter zu Sinn, denn nichts, was kommt, kann ihn aus Gottes Hand reißen. So sieht er frohen und frommen Blicks hinaus in die Welt, die ihn umgibt, er wartet immer Gottes, der wieder seine heilige Liebe ihm zu spüren geben wird. Er lebt in Gott, dem Allwaltenden. Und wenn dann Gottes Finger an die Thür seiner Seele leise pocht, so ist er wach, die Thür weit zu öffnen dem unsichtbaren Besucher. Etwas ganz Außerliches

rein „Weltliches“ kommt an ihn heran, auch darin vermag er alsbald Gottes Kommen zu spüren. Es regt sich Häßliches in seiner Seele, Haß, Neid, Rachsucht, gemeine Lust, aber er vermag es zurückzustößen, denn die Gemeinschaft mit Gott durchströmt sein unbewußtes Leben, das geheiligte Gefühl, die fromme Grundstimmung hebt zurück vor dem Gemeinen oder Leeren. Das ist Andacht. Andacht ist Gottinnigkeit oder die Stimmung der Seele, deren dauernder Begleiter Gott geworden ist. Andacht geht hervor aus dem Glauben, denn sie ist der Gemütszustand des gläubigen Menschen, und aus Andacht geht Glauben hervor, denn das gottinnige Gemüt treibt zum Glaubensakt, wenn ein äußerer Anlaß ihn erfordert.

Man kann andächtig sein in „stillen Stunden“, wenn wir in sinnender Dankbarkeit die Geschehnisse der jüngeren oder älteren Vergangenheit an uns vorüberziehen lassen, oder mit staunender Neugier auf die Gaben und Aufgaben hinschauen, die die Zukunft uns eröffnet. Man kann andächtig sein mitten in der Arbeit und dem Kampf, wenn wir mit frohem Mut, der Nähe Gottes gewiß, die uns aufgetragene Arbeit tun. Man kann andächtig sein in der Stille der Einsamkeit, wenn wir uns glücklich fühlen in Gott, man kann andächtig sein unter vielen anderen, sei es, daß ihr Gefühl mit dem unseren eins wird, sei es, daß gerade der Unterschied — etwa Haß, Parteisucht, Neid oder Niedrigkeit bei ihnen — das Gefühl der Gottesnähe in uns hervorbrechen läßt. Immer und überall ist Andacht Glück. Nicht erheitzendes und aufregendes, nicht vorüberschießendes und nur den Moment blitzartig erhellendes Glück, sondern Glück als ein dauerndes Gefühl der Nähe Gottes, der innigen Vereinigung mit ihm. Dies Glück macht sicher und zuverlässig, und es macht wachsam und sehnüchzig. Es ist der

regelmäßige frohe Seelenzustand dessen, der es erlebt hat und dauernd erlebt, daß alles von Gott kommt und daß nichts, was kommt, ohne Gott kommt. Hinter der dunklen Wolkenwand der Sorge spürt der Andächtige die warmen Strahlen der ewigen Sonne; an den Abgründen der Versuchung ahnt er die feste Hand des Führers; in dem dunkeln Gewebe schwerer Erlebnisse sieht er Goldfäden, die dem Gewebe ein neues Muster geben.

Das ist Andacht. Sie hat ihre Heimat in der frommen Seele, denn sie ist die Stimmung des gläubigen Menschen. Aber nicht nur auf die Begriffe der Religion erstreckt sie sich, und nicht bloß an Bibel, Predigt oder Gesangbuch erzeugt sie sich. Die Andacht gewinnt, je tiefer sie in einer Seele wurzelt, desto mehr Beziehungspunkte zu allem, was diese Seele erlebt. So wird die Andacht auch zur Schönheit Beziehungen haben.

Die Schönheit hat ihr Gebiet in der Kunst und in der Natur. Die Wissenschaft hat es mit der Wahrheit zu tun. Von Wahrheit redet man, wo die Übereinstimmung des Begriffes mit der Wirklichkeit erwiesen ist. Wir gehen nicht weiter darauf ein. Schwieriger ist es zu sagen, worin das Wesen der Schönheit besteht. Unter den Theoretikern besteht bis zur Stunde Streit darüber. Der schlichte Mensch dagegen gibt sein unreflektirtes Urtheil über das Schöne rasch und gewöhnlich zutreffend ab. Er spricht von Schönheit in der Regel dort, wo ein Gegenstand der natürlichen Welt, wie etwa eine Landschaft, oder ein Kunstgegenstand, wie z. B. ein Gemälde, in ihm starke Empfindungen der Erhabenheit erregen. Diese Empfindung des Erhabenen ist die Hauptsache, die sinnliche Darstellung ist Mittel zu diesem Zweck. Auch das Schreckliche oder das Heitere kann Gegenstand der künstlerischen Darstellung werden, aber nie wird

man von Schönheit dabei reden, wenn etwa nur Ekelhaftes und Abstoßendes oder Vulgäres und Alltägliches darüber empfunden werden kann. Immer wird es sich darum handeln, daß in der Seele des Beschauers oder Hörers eine Empfindung erregt wird, die über das Gewöhnliche und Nichtige sich erhebt. Es kann etwa die Heiterkeit des Menschendaseins sein — spielende Kinder, zechende Landsknechte —, es kann die Schwermut — Ruinen, Landschaften —, die Verkommenheit — elende Hütten, zerlumppte Zigeuner — sein, es kann die Pracht der Natur oder ein Höhepunkt der Geschichte sein, was dargestellt wird: von Schönheit reden wir nur dort, wo eine erhabene Empfindung in der Seele erregt wird.

Diese Empfindungen befriedigen und erfreuen, sie erregen im Menschen dadurch ein Gefühl oder einen Zustand der Befriedigung. Man könnte dies alles noch weit genauer begründen, für unseren Zweck mag das Gesagte genügen. Die Frage, die uns angeht, ist ja nur die, ob zwischen Andacht und Schönheit ein Zusammenhang vorliegt. Genauer geredet, wird es sich darum handeln, ob das Schönheitsgefühl die Andacht fördern oder von der Andacht gefördert werden kann.

Zunächst ist eins klar. Andächtig ist nur der fromme Mensch, das Schöne dagegen kann auch der Gottlose empfinden. Und jemand kann sehr andächtig gestimmt, und doch sehr arm an ästhetischen Empfindungen sein, wie ein anderer in Schönheit schwelgen und in Gott darben kann. Es ist also beides ausgeschlossen, sowohl daß die Kunst an und für sich fromm macht, wie auch, daß die Religion an und für sich für die Kunst erzieht. Der Zusammenhang, den wir suchen, kann also nicht darin bestehen, daß jemand, weil er feine geschärfte Sinne hat, Gott besser und schneller

empfinden lernt, als der ästhetisch stumpfe Mensch, oder daß ein anderer, weil er fromm fühlt, die Museen aufsucht oder Goethe und Shakespeare genießt. Die Religion ist nicht Kunst, und die Kunst ist nicht Religion. Andacht ist nicht Schönheitsgefühl, und Schönheitsgefühl ist nicht Andacht.

Und doch besteht zwischen Schönheit und Andacht ein tiefer Zusammenhang, der für Erziehung wie Selbsterziehung, für Leben wie Bildung von der größten Bedeutung ist. Nicht wie Tochter und Mutter verhalten sich Andacht und Schönheit zu einander, sondern wie zwei Schwestern, die einander fördern und ergänzen und dadurch das Haus der Seele schmücken. Man könnte an Martha und Maria denken, wenn nicht von diesen beiden Schwestern jede etwas von Martha wie Maria an sich trüge.

Reden wir konkret. In unserer Kulturwelt mit ihren Bildungsmitteln und vielseitigen Anregungen ist eine Seele zum Glauben gekommen, und aus dem Glauben ist die Seelenstimmung der Andacht hervorgegangen. Dieser Mensch hat aber auch Kunstsinne und er nimmt die Gelegenheit wahr Kunstwerke anzusehen oder die Musik auf sich einwirken zu lassen. Sie hinterlassen ihm ein Gefühl geistiger Hebung und Freudigkeit. Dies Gefühl stößt nun auf die Andacht in seiner Seele und vereinigt sich mit ihr. Die ästhetische Anregung ruft nicht die Andacht hervor, aber stärkt und belebt sie. Dankbarkeit gegen den Gott, der alles schafft und in allem waltet, Ernst beim Anschauen des Stückes Leben, das die Kunst einem nahe brachte, dankbarer heiterer Frohsinn im Hinblick auf die Gefahren und Anfechtungen, die etwa der Held eines Romans durchlebte und überwand — das etwa sind die Gefühle, in denen die Andacht sich äußert nach dem ästhetischen Genuß.

Oder es hat jemand etwa auf der Bühne Shakespeares

Macbeth auf sich wirken lassen, oder das Grauensvolle der Sünde und der jähe schmerzvolle Bruch mit ihr in der Buße, wie Tolstoi's „Macht der Finsternis“ sie so gewaltig verkörpert, sind an seinem Geiste vorbeigezogen. Nun ist er heimgekehrt und sitzt im Kreise der Seinen, und mächtig bricht die fromme Andachtsstimmung in der Seele hervor, er sieht die gewaltige Hand Gottes zum Gericht sich ausstreckend oder das Herz an sich fesselnd. Er braucht gar keine geistlichen Redewendungen, keine überlegten kirchlichen Urtheile zu suchen, er bedarf nicht der Anlehnung an bestimmte Bibelsprüche, um seine ästhetischen Gefühle zu regeln, ganz von selbst faßt sich alles in ihm zusammen in andächtigem Schauer, in tiefem Gefühl des Großen und Guten, der der Menschen Geschichte gestaltet.

Da ist nichts Gezwungenes und Outriertes, kein beabsichtigter und gequälter Übergang aus einer Sphäre in die andere. Es ist innere Einheit da. Das Schöne, das er sah oder hörte, hat in ihm ausgelöst die stille fromme Andacht die sein Gemüt belebt. Gerade diese Einheit des Gefühls charakterisiert den gebildeten Menschen, der zugleich an der Frömmigkeit das Lebenselement seines Inneren hat.

Aber andrerseits besitzt die wirklich religiöse Seele an ihrer Andacht ein sicheres stilles Mittel, das sie vor ungefunter ästhetischer Speise instinktiv zurückhält und sie, falls sie doch genossen wurde, wieder ausscheidet, es paßt das Gemeine und Schlechte eben nicht zu ihr. Wie das Gewissen dem Bösen Halt gebietet, so die Andacht dem Lüfternen, Ekelhaften und Gemeinen. Die Andacht dient uns als Gewissen den Werken der Kunst gegenüber. Wohl dem Menschen, der solch ein andächtiges Gemüt hat, er tritt auf Schlangen und Skorpione und sie stechen ihn nicht, er geht an Tigern und Pantheren vorüber und sie berühren ihn nicht, er

führt giftige Blumen an die Lippen und saugt nur den Honig aus ihnen. Aber niemand ist diese Andacht angeboren, sie will erworben sein an erlebtem Glauben, denn sie ist Glauben als dauernder Gemütszustand.

So wirkt das ästhetische Gefühl auf das Andachtsgefühl ein. Aber auch das Umgekehrte tritt ein, das Andachtsgefühl bestimmt das ästhetische Gefühl und vertieft und bereichert es. Wenn man in Paris den alten Friedhof Père Lachaise besucht, so fällt einem gleich am Eingang eine wunderbare Marmorgruppe auf. Es ist, als hätten die Tore der Unterwelt sich geöffnet, am Eingang steht ein Menschenpaar, sie hemmen den Schritt und biegen sich zurück, aber wieder ist es als zöge es sie vorwärts in grauender Neugier das Dunkel zu schauen. Wie anders wird ein Mensch dies große Kunstwerk anschauen, der, den Bädeler unter dem Arm, nur nach „Sehenswürdigkeiten“ ausguckt, als der andere, in dem die altehrwürdige Stätte das Andachtsgefühl erweckt hat: „O Ewigkeit, du Donnerwort“, „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfassen“! Seine Andacht lehrt ihn sehen und verstehen, die Doppelempfindung, die die beiden Gestalten bewegt, wird ihm ästhetisch verständlich gemacht durch die Andacht seiner Seele. Sinnend steht er da, um einen unvergeßlichen Eindruck reicher geworden, während sein Genosse der vielleicht weit „kunstverständiger“ ist, im roten Buch über den Anlaß zu dem Denkmal liest, und neugierig weiterdrängt. Man glaube nur nicht, das wirkliche Frömmigkeit, echte innige Andachtsstimmung blind und stumpf macht gegen das Schöne und Erhabene. Wo der natürliche Sinn hierfür vorhanden ist, da wird jene Stimmung ihn nur vertiefen und beschwingen. Wie hat doch Jesus selbst in die Tiefen seiner heiligen Seele, sinnend und beschauend alles Große und Schöne in der Welt hineinge-

zogen. Er hat tiefer als die anderen um ihn die Schönheit der Natur und der Menschenseele geschaut und verstanden.

Man denke auch nicht, daß das nur von der religiösen Kunst gilt. Des Menschen Adel hat der am tiefsten empfunden, der das Bewußtsein hat, ein Gotteskind zu sein, und was Größe und Macht ist, hat der am besten erlebt, dem Gott das Herz in der Brust gewandelt hat. Daher ist ihm das Gefühl für das Erhabene und Gewaltige nicht genommen worden, sondern es ist nur feiner und tiefer geworden. Die Helden sind ihm verständlich und ihre Kämpfe empfindet er nach, das Elend begreift er und seine Kraft ist ihm bekannt. Die Konflikte und Leidenschaften, zu denen heißer Sinn und stolzer Mut führen, sind ihm vertraut, denn ein Stück davon erlebte er und erlebt er noch immer an dem Punkt im Innersten, wo die tiefsten Konflikte sich vollziehen. Nicht abgestorben und tot wurde er durch seinen Glauben, sondern das Leben, das Empfinden des Tiefsten und Zartesten wurde in ihm nur verfeinert. Aber auch hier gilt die Erinnerung: nicht an angelernte Formeln, nicht an mühselig hie und da, dann und wann aufgestachelte Exaltationen denken wir, wenn wir von Frömmigkeit und Andacht reden, sondern an wirkliches Leben und Empfinden, an Gottinnigkeit, an eine heilige Grundstimmung in dem Gewirr von Tönen in der Seele. Wo solche Andacht vorhanden ist und der natürliche Sinn für Schönheit nicht ganz mangelt, da wird die Andacht nicht selten zur Leuchte werden, die richtige Beleuchtung dem Kunstwerk gewährt und dadurch seine Schönheit erst recht zur Geltung bringt.

Ich habe manches Jahr mit aufmerksamem Auge wirkliche Christen beobachtet, ich habe nie gefunden, daß ihr ästhetisches Urteil, ihr Schönheitsempfinden geringer oder stumpfer war, als das der Unfrommen. Aber ich habe oft

wahrgenommen, daß ihnen Tiefen und Schönheiten aufgingen, die anderen nur mühsam und dann kaum nachempfinden konnten. Aber freilich die Frömmigkeit ist kein Kunstkathisismus, und der innere Ernst erzeugt nicht natürliche Anlagen, die manchem vielleicht versagt blieben. Aber wo diese Gaben nicht fehlen, und wo das Bad der Bildung sie gereinigt hat, da wird der fromme Sinn den Weg zur Freude und zum Verständniß am Schönen nicht vergrasen lassen, sondern ihn ebenen und reinigen.

So mache man keine der beiden Schwestern zur Mutter der anderen, das führt zum Hader. Man lasse sie beide wachsen und sich entfalten unabhängig von einander. Es wird bald geschehen, daß die Schwester mit den offenen blauen Augen, in denen der Himmel sich widerspiegelt und mit den goldigen Haaren, die leuchten wie ein Heiligenschein, der anderen Schwester mit den nachtdunkeln in die Tiefe sich einbohrenden Augen und dem Sonnenschein wunderbarer Welten auf den Wangen, die Hand reicht und daß sie sich aneinanderschmiegen zu gemeinsamem Leben, Empfinden und Fühlen. Das ist die Andacht und die Schönheit. Glück-lich das Herz und das Haus, in denen sie beieinander sind.



Sprüche eines Vaters für seinen Sohn, als dieser die Schule vollendet hatte.

Sorge alle Tage deines Lebens, daß du Gott dienst, und nicht dem Gelde.

Das Größte im Leben ist nicht die Habe und die Macht, sondern der Glaube und die Liebe. Soviel der Mensch glaubt, hat er, und soviel er liebt, kann er.

Sei dankbar, denn der Undankbare ist wie ein Mensch mit erfrorenen Fingern, er kann nichts festhalten.

Du bist nun alt genug, um zu sehen, wo auch deine Eltern fehlen, aber auch alt genug, um einzusehen, daß sie oft recht haben.

Sei wahr ohne darum dumm zu werden, und bleibe wahr, auch wenn das für dumm gilt. Lache nicht darüber, was alle belachen, denn die Lacher sind oft lächerlicher als die Belachten.

Tritt harmlos unter die Menschen, achte auf ihre Gedanken und plag dich nicht um ihre Hintergedanken, denn die Töne machen das Konzert und nicht die Obertöne.

Trag dein Herz nicht auf der Zunge, denn die Zunge soll nicht das Herz, sondern das Herz die Zunge bewegen.

Rede und reflektiere nicht zu viel über das Tun, denn du könntest darüber die Tat vergessen. Viel Schaum ist

nicht immer ein Zeichen guten Bieres, aber ein trüber Bodensatz zeigt, daß der Wein schlecht ist.

Fürchte dich nicht, wenn Tage kommen, da die Sonne früher untergeht als gewöhnlich, denn auch in dem Dunkel gibt es Licht.

Freue dich des Lebens, denn es ist wunderbar schön, aber meine nicht, daß jeder Geborene auf einen Sitzplatz an der Tafel der Freude abonniert ist.

Aber zu einem bist du mit allen geschaffen, zur Arbeit. Darum arbeite! Ist viel an dir, so willst du es von selbst, ist weniger an dir, so sollst du es um deiner selbst willen. Aber ob wollen oder sollen, die Arbeit ist ein Müßsen im Dasein, das Wollen nimmt dem Müßsen seinen brutalen Klang.

Suche Freunde zu gewinnen, denn ein Mensch ohne Freunde ist wie ein Baum ohne Rinde. Sei treu dem Freunde wie ein Mann dem Manne, nicht wie ein Hund dem Herrn, aber auch nicht wie der Herr dem Hunde.

Du sollst kein Weib lieben, wenn du es nicht ehrst, denn bloß die Seele ist der Liebe wert. Wer nur Fleisch umarmt, dem wird das Fleisch im Arm zum Aase.

Wer Wein lieber hat als Bier und Bier lieber als Wasser, soll nicht meinen, daß alle Gänse sind, die Wasser trinken, er möchte sonst bald selbst auf Wasser gesetzt werden.

Lerne warten im Leben, denn nicht bloß die deutschen Behörden arbeiten langsam, sondern auch die Natur und die Geschichte. Gott wirkt nicht nur dann, wenn die Blüte duftet und die Frucht vom Baume fällt.



Johann Hinrich Wichern.*)

„Man singet vom Sieg in den Hütten der Gerechten: die Rechte des Herrn ist erhöht, die Rechte des Herrn behält den Sieg.“ Mit diesem Gruß des Psalmisten grüßen wir einander heute am Osterfest, das uns zugleich zum Gedenktag wird an einen reich gesegneten Mann der deutschen Kirche und des deutschen Volkes. Im Glauben an die sieghafte Kraft seines Herrn Jesus Christus hat er in unserem Volk ein gewaltiges Werk des Glaubens und der Liebe durchgeführt, getreu seinem Wahlspruch: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

1.

Wer die geschichtliche Bedeutung von J. H. Wichern würdigen will, tut gut, bei dem Jahr einzusetzen, das wie kein anderes im vorigen Jahrhundert einen gewaltigen Umschwung im Leben unseres Volkes herbeigeführt hat. Es ist das Jahr 1848. Das große und furchtbare Revolutionsjahr bildet zugleich den Ausgangspunkt unseres modernen staatlichen Lebens, denn es hat den Rahmen hergestellt für das innerpolitische Leben der Folgezeit. Eine furchtbare Erregung hatte sich unseres ganzen Volkes bemächtigt. Eine

*) Rede gehalten im Dom zu Berlin am 20. April 1908.

laute Unzufriedenheit und eine fieberhafte Kritik hatten sich wider alle althergebrachten Ordnungen und wider alle Autorität in Staat und Kirche erhoben. Mit dieser Kritik verband sich der betäubende Duft kühner Weltverbesserungspläne. Aber wie immer in solchen Zeiten großer Erregung mischte sich in die begeisterte Rede der Idealisten das wildlärmende Geschrei derer, denen es nur auf das Vernichten und Zerschlagen ankommt. Die „negativen Geister“ aus dem Abgrund werfen in solchen Zeiten ihre Ketten ab und vereinigen die Laute des Tieres im Menschen mit den Hoffnungen der Idealisten. Wenn die Stimme des entfesselten Tieres im Menschen die Träume der Idealisten ausbrüllt, dann haben wir die Revolution.

So war es nun in jenen Tagen. Aber obgleich man seit lange warnende Stimmen gehört hatte, verlor man doch gerade in leitenden Kreisen völlig den Kopf. Eine Nutzlosigkeit ohnegleichen ging durch das Land. Gerade die besten Elemente der Bevölkerung wußten nicht aus noch ein. Man scheute sich, den Weg vorwärts zu gehen, und wagte doch nicht rückwärts zu schreiten. Aber eines erkannte man instinktiv, die Macht der Sünde und die Herrschaft des Unglaubens. Diese Worte wurden jetzt zu furchtbaren Wirklichkeiten, und bloße Worte konnten sie nicht bannen. Wo war die Wirklichkeit, die man ihnen entgegenstellen konnte?

Man ruft in solchen Zeiten nach der Kirche. Ihre Autorität sollte die erschütterten Autoritäten rehabilitieren. Die Kirche sollte wahr machen, was sie so oft durch den Mund der Romantiker versprochen hatte, nämlich die staatliche Autorität zu stützen. Aber die Kirche schien zu versagen. Sie hatte die großen Gelegenheiten, die ihr die Zeit nach den Befreiungskriegen eröffnet hatte, verpaßt, und sie war

in den Bannkreis der Reaktion und der Alttertümelei geraten. Die Kirche wartete, daß man sie suche, und sie suchte nicht das Volk mit allen seinen neuen Gedanken und Bedürfnissen. Der Hader um das Bekenntnis war in ihr wieder neu belebt worden. Und wie so oft in entscheidenden Momenten fehlte es in ihr an Einheit. Die Richtungen befehdeten wieder einander in alter Unversöhnlichkeit. Man warf einander Uberglaube oder Unglaube vor, und je schlimmer die Wirren der Zeit wurden, desto eifriger wurden die theologischen Kämpfe.

Als die Schrecken der Revolution dann hereinbrachen, wurden Stimmen laut, die zur Eintracht mahnten. So kam es zum Kirchentag in Wittenberg im September 1848. Auf ihm trat Wichern vor allen anderen hervor und sprach das entscheidende, den Charakter der ganzen Versammlung bestimmende Wort. Nicht um den Ausgleich der Lehrdifferenzen, nicht um die Regelung der Verfassungsfragen könne es sich jetzt handeln, sondern um Thaten. Das war ein neuer Ton in der evangelischen Christenheit. Die Kirche müsse eingreifen in die Wirren mit der Kraft des Glaubens und der Liebe. In einem weltgeschichtlichen Moment müsse man sich aufraffen zu weltgeschichtlicher That. Wie es in der Welt zu Thaten gekommen, so ist auch von der Kirche die That gefordert. Diese That aber ist das Werk der Inneren Mission.

Wer war der Mann, der so glaubensstark und so hinreißend hoffnungsfreudig in einer Zeit allgemeiner Verwirrung und Furcht sprechen konnte? Wer war er und was wollte er, und welche Bedeutung hat sein Werk für unsere Kirche und unser Volk gehabt?

2.

Johann Hinrich Wichern ist in Hamburg geboren. Er war aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen. Von früh auf standen an seinem Lebensweg zwei Gestalten, die Not und Gott. Er hatte schon als Kind und Jüngling die äußere Not mit ihrer hemmenden und quälenden Macht kennen gelernt. Aber er hatte auch in früher Jugend die Hilfe Gottes persönlich erfahren und hatte sich von jung auf bemüht, anderen ein Helfer zu werden. Beides ist für sein Leben entscheidend geworden. Der Achtzehnjährige wünschte, die Menschenfischei möchte sein Handwerk werden. Als der angehende Student auf der Reise nach Göttingen in Wolfenbüttel Halt macht, drängt es ihn, die dortige altberühmte Bibliothek zu besuchen, aber auf dem Wege zu ihr fesselt ein Zug Gefangener seine ganze Aufmerksamkeit. Es war wie eine Weissagung auf sein Leben. Er war ein fleißiger Student, aber die sozialen Dinge ziehen von Anfang an seine Aufmerksamkeit auf sich. Mit aufmerksamem Auge lernt er in Berlin das Elend der Großstadt und die Verwahrlosung der Jugend kennen; die Frage nach dem Loß der Gefangenen erregt jetzt schon sein tiefstes Interesse.

Als junger Kandidat hat Wichern dann in Hamburg mit einer Energie ohnegleichen die Hand an das Werk der rettenden Liebe gelegt. Er begründete das Rettungshaus für verwahrloste Kinder, das bald unter dem Namen „Rauhes Haus“ weltberühmt werden sollte. Hier gewann er das Ideal seines Lebens und hier begann er es zu verwirklichen. Die Sünde, die den Tod bringt, wollte er bekämpfen durch Christus, der das Leben ist. Die Sünde war ihm nicht bloß eine Summe einzelner Taten, sondern die das Leben aushöhlende und verzehrende Macht, und die Gnade sah er nicht nur als den Trost der Rechtfertigung an, sondern als die

Kraft Gottes, die das ganze Leben heiligt und erneuert. Eine Pflanzstätte des Lebens sollte seine Anstalt werden. Bald bedurfte es der Helfer in der Arbeit. Eine Anstalt zur Heranbildung helfender Brüder ward gegründet. Damit hatte Wichern einen neuen Beruf geschaffen, der für das Leben der Kirche von großer Bedeutung werden sollte. Es war die Zeit der ersten Liebe und der jungen Kraft. Aber niemals wieder ist die hinreißende Kraft der Genialität Wicherns so wunderbar wirksam gewesen, wie in diesen Jahren, da er nichts war, außer der Hausvater unter den verwahrlosten Kindern, denen er die Liebe der Familie zu ersetzen bemüht war. Aber der Blick des weitschauenden Mannes sah schon jetzt die Umrisse eines großen, sein Vaterland umspannenden Werkes vor sich.

Es war ein merkwürdig reicher und starker Mensch, in dem sich in dem einsamen Hause bei Hamburg neue gewaltige Entwürfe zur Rettung seines Volkes regten. Er war früh reif, aber er war nicht fertig und unfähig zu lernen. Will man den Kern seines Denkens und Trachtens nennen, so war es der innige und lebendige, der wirkliche Glaube an seinen Gott und die warme, unmittelbare Liebe zu ihm. Leben ist ihm „stille heimliche Liebe zu Gott“. Aber das Christentum ist ihm eine große wunderbare Realität, die den Menschen nicht nur innerlich bewegt, sondern die auch nach außen wirkt, nie bloß Wort, sondern immer auch Tat. Wichern hatte ein tiefes Bewußtsein von der Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit. Sie ist Gottes Werk, daher darf sie nicht gebrochen noch zerbrochen werden. Im Gegenteil, sie ist auszubilden, denn ohne sie ist der Mensch nichts und vermag nichts. Die Persönlichkeit ist der Cherubswagen, auf dem Gott durch die Geschichte führt. Freie, fröhliche und fromme Christen versuchte Wichern heranzubilden. So

begeisterte der „große Menschenbändiger“, wie man ihn nannte, die Jugend, so fesselte er die Herzen der Brüder und machte sie zu frohen selbstständigen Mitarbeitern, so wußte er Tausende und Abertausende für das Ideal seines Lebens zu gewinnen. Nicht durch Zwang, sondern durch die Überlegenheit der Liebe wirkte er in seinem Hause wie überall, wo er hinkam; erwärmend und überzeugend war sein Wort wie sein Wesen.

Aber mit diesem Personalismus verband sich bei Wichern von Anfang an eine überaus kräftige soziale Tendenz. Nicht nur einzelne Elemente und Gefährdete wollte er gewinnen, sondern sein Volk wollte er aus der Flut des Unglaubens und der Sünde retten. So sehr er sich den einzelnen widmete, so fest stand ihm von Anfang an die Absicht, das Ganze zu gewinnen. Und er wußte dabei, daß weder die weltliche noch die geistliche Hilfe allein es tut, sondern daß beide zusammen wirken müssen, soll anders wirklich geholfen sein. Ebenso war ihm nicht verborgen, daß die einzelnen nur gewinnt, wer sein Werk auf das ganze Volk richtet.

Der lebendige Gott, den Wichern kennt, ist der Herr, der die Menschen frei und glücklich macht, und er ist der Herr, der das Menschengeschlecht erneuert durch die Macht seines Geistes. Überall handelt es sich bei Wichern um Wirklichkeit. Nicht kunstvoll geschnitzte Puppen, sondern in Gottes Sonnenschein herangereifte Menschen wollte er gewinnen und seinem Gott darbringen. Und nicht nur hier und da sollte das Christentum wie ein Sonnenblick einzelne Menschen treffen, sondern es sollte wie ein Lichtstrom in die Finsternis der Welt hineinleuchten und die dicken Nebel, die über dem Volk lagerten, auseinanderreiben.

Wichern war als Theologe konservativ wie fast alle großen Männer der Tat es gewesen sind. Aber nichts lag ihm so

fern, als Lust am theologischen Streit oder als der Kultus der dogmatischen Formel. Wo religiöse Kraft ihm begegnete, da zog sie ihn an und er sie. Mit vielen der kirchlichen und theologischen Führer seiner Zeit vermochte er in brüderliche Gemeinschaft zu treten. Nur mit der Rechthaberei aus Prinzip wußte der praktische Mann nichts anzufangen. Aber seine Stellung zur Wissenschaft war immer eine freundliche, besonders die Geschichte zog ihn an und er lernte gern aus ihr, in seiner Weise.

Im tiefsten Herzen hatte Wichern den Gott kennen gelernt, der ihm der Gott seines Volkes war. Alle Kräfte seines mächtigen Geistes stellte er bewußt in den Dienst seines Gottes. Wenn er jetzt und erst recht später wie ein neuer Kreuzzugsprediger Deutschland durchzog, überall zum Kreuzzug gegen die Macht der Sünde aufrufend, so tat er das in dem Bewußtsein, seines Gottes Sache und Ehre zu vertreten. Er besaß dabei in hohem Maße die Schwingen der Phantasie, die den Flug der Hoffnung tragen. Daher stand sein großes Lebenswerk fertig vor seinem Auge, auch als erst Anfänge davon verwirklicht waren. Daher aber nahmen seine Gedanken auch den hohen Flug. Er gehörte zu den Menschen, die schöne Gedanken prägen, und er besaß die Gabe, sie in unvergeßlichen knappen Formeln auszudrücken.

Aber mit diesem, man kann sagen ästhetischen Schwung verband Wichern einen merkwürdig klaren Blick für die Menschen und die Verhältnisse. Er verstand es, jeden Stand und Beruf für seine Sache zu interessieren, von den Kleinen und Armen an bis hinauf zu den Ministern, den Fürsten und Königen. Und er wußte andererseits immer mit dem Möglichen und Notwendigen zu rechnen. Der praktische Sinn befähigte ihn, seine hohen und umfassenden Konzeptionen in konkret und praktisch gedachte Organisationen

umzusetzen. Aber weil der Glaube an seinen Gott ihn bei alledem leitete, ließ er sich durch die Schranken, die die spröde Wirklichkeit seinem Werk zog, nicht verbittern. Wohl konnte der Widerspruch ihn reizen und erzürnen, und er konnte dann im Zorn aufbrausen. Aber er verlor sich nicht im Zorn, sondern erhob sich immer wieder zu der freudig dankbaren und sieghaften Arbeitsstimmung, die der Grundton in seinem Wirken war. Wenn das Schiff einmal zerbrach, so waren die Planken ihm Mittel zum neuen Bau. Aus dieser inneren Freiheit dem Erfolg wie Mißerfolg gegenüber ergab sich auch der fröhliche Humor der starken Naturen, der auch Wichern eigentümlich war, er konnte seinen Standpunkt auch über seinem Werk nehmen. Man begreift, daß von einem solchen Mann mächtige rednerische Erfolge ausgingen. Die starke Persönlichkeit mit dem gewaltigen Pathos der Überzeugung riß alle mit fort. Aber nicht in Phrasen erging sich Wichern als Redner, sondern er sprach immer sachlich, wohlüberlegt, den ganzen Stoff beherrschend und meisternd, daher fesselte sein Wort dauernd an seine Sache.

So war der schlichte Hamburger Kandidat, der so mächtig auf die Wittenberger Versammlung einwirkte, ein Mensch, der wirklich glaubte und daher von Siegen sprechen konnte inmitten allgemeiner Ratlosigkeit, dem alles zulaufchte, als er am dunklen Himmel Sonnenstrahlen entdeckte. Es ist immer etwas Gewaltiges, wenn ein Mensch — wie die alten Propheten — die Not und das Elend selbst als den Weg zur Errettung erkennt. Der Abgrund wird so zum Pfad auf die Höhe, und die Nacht zum Leuchter des Tages. Das schlimmste an der Not, die Lähmung und die Erstarrung der Hoffnungslosigkeit, wird dadurch gebannt.

3.

Aber was wollte denn Wichern eigentlich? Waren es nur allgemeine Gedanken von Gottes Hilfe in der Not, von der Hoffnung auf die Zukunft, wie sie immer in der Christenheit ausgesprochen worden sind? Oder hatte er einem Volk, das in den Grundfesten wankte, nur etwas zu sagen über Armenpflege, über Jugendrettung, Brüderhäuser und Gefängnisreform? In seiner großen „Denkschrift“ hat Wichern das Programm für die Arbeit der Inneren Mission entworfen und damit zugleich unsere Frage beantwortet. In dem Central-Ausschuß für Innere Mission hat er ein Organ geschaffen, das seine Ideen in die Wirklichkeit einzuführen bestimmt war. Der Central-Ausschuß hat in guten und bösen Tagen treu an Wicherns Programm festgehalten, und dies Programm hat sich in der Kirche Deutschlands als ein Sauerteig erwiesen. Wer von diesen Arbeiten eine Ahnung hat, der weiß, daß Wichern selbst nicht alle Samenkörner, die er ausgestreut hat, hat Früchte tragen oder auch nur Reime ansetzen sehen dürfen. Welchem großen geistigen Führer wäre es anders ergangen? Aber wir wissen auch, daß heute noch, nachdem die Innere Mission fast zwei Menschenalter über nach Wicherns Programm ihr Werk betrieben hat, dies Programm erst teilweise verwirklicht ist, und daß der Wechsel der Zeiten uns seinen Reichtum und seine Tiefe nur besser erkennen gelehrt hat.

Um was handelt es sich denn in diesem Programm?

Die Grundgedanken sind überaus einfach. Staat und Kirche sind von Gott gestiftete Ordnungen, um die Menschheit zum Heil zu erziehen. Sie walten ihres Amtes mit verschiedenen Mitteln, aber beide sind von Gott und beide dienen daher seinem Zweck in der Menschheit. Nichts lag Wichern so fern, als in die Sphäre von Staat und Kirche

störend einzugreifen. Er wollte keine Vermengung von Politik und Religion, dadurch würde die Kirche vollends ruiniert werden. Man hat in früheren Zeiten gegen Wichern bisweilen den Vorwurf erhoben, er wolle Wort und Sakrament als die Gnadenmittel der Kirche entwerten. Mit Recht hat er diesen Vorwurf stets weit von sich gewiesen. Er war aber der Ansicht, daß es Zeiten gibt, wo Kirche und Staat in ihren organisierten Formen nicht imstande sind, dem gesteigerten und eigenartigen Bedarf ihrer Zeit zu entsprechen. Da bedarf es anderer helfenden Kräfte.

Solche Zeiten treten ein, wenn das Heidentum in der christlichen Welt wieder eine Macht geworden ist und den Kampf wider Staat und Kirche aufnimmt. Solch ein Heidentum erblickte Wichern aber in dem Abfall von dem Glauben der Väter, in dem bewußten und „dezidierten“ Unglauben vieler seiner Zeitgenossen und in der bewußten Verwerfung der christlichen Moral, sowie aller geschichtlichen Autoritäten des Lebens. Niemand, der die Welt von damals oder auch heute wirklich kennt, vermag in diesen Gedanken überspannte kranke Klagen zu erblicken. Sie entsprechen leider nur zur sehr der Wirklichkeit, wie ein Blick in das Denken und Leben vieler — oben und unten — in unserem Volke uns erkennen lehrt. Diesem Heidentum gegenüber — Wichern spricht auch vom Judentum, faßt es aber nicht im Sinne der Rasse — bedarf es wieder einer Missionstätigkeit. Diese aber ist Sache aller Christen, nicht nur des kirchlichen oder staatlichen Amtes. Das christliche Volk hat die Aufgabe, auf das heidnische Volk, mit dem es zusammenlebt und ein Volk ausmacht, christianisierend einzuwirken. Und das ist eine im Wesen der Christenheit tief begründete Aufgabe. Wichern führt hier mit Energie den Gedanken des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen

in seine Gedankenwelt ein. Nach evangelischer Anschauung sind alle Christen Priester, d. h. sie stehen in Gottes unmittelbarem Dienst und haben daher Gottes Werk aneinander auszuführen. Bei diesem Wirken handelt es sich nicht bloß um Hilfe an den äußerlich Notleidenden, sondern ebenso um den Kampf wider den Unglauben, nicht nur um Werke der Liebe, sondern auch um Erweckung des Glaubens in den Herzen. Es handelt sich, kurz gesagt, um die Christianisierung des ganzen Volkslebens durch Wort und Tat, durch Glaube und Liebe.

Damit aber diese Christianisierung zustande komme, ist es notwendig, daß die zerstreuten christlichen Kräfte gesammelt und organisiert werden zu einem einheitlichen und planmäßigen Wirken. Es ist eine allgemeine Wehrpflicht vorhanden, die jeden Christen zum Kampfe wider den Unglauben und die Sünde verpflichtet. Nun soll jeder Christ in seinem privaten Leben und in seiner unmittelbaren Umgebung diesen Kampf führen. Aber das ist noch nicht genug. Es gibt Abgründe, die der einzelne nicht erreicht oder die er allein nie überbrücken kann. Zu diesem großen Brückenbau müssen die Kräfte gesammelt und geschult werden. Das ist die Innere Mission. Es ist der Kampf des christlichen Volkes wider das moderne Heidentum im Glauben und Leben. Aber dies christliche Volk verbindet sich zu organisierten Verbänden, wie die Aufgabe es verlangt. Dadurch erwächst dem Staat wie der Kirche eine Unterstützung in ihrer sittlichen und religiösen Erziehungsarbeit an dem Volk. Der Verein soll nicht die Tätigkeit der großen Organisationen des Staates und der Kirche aufheben, sondern ihre Arbeit fördern.

Die Grundlage dieser Gedanken besteht in der Gabe des allgemeinen Priestertums. Es sind aber, wenn ich recht sehe, zwei starke Empfindungen, die die eigentümliche An-

wendung dieses Gedankens bei Wichern bestimmen. Einmal ist in dem modernen Staat der einzelne Bürger in irgend einem Grade an der Leitung des Staatswesens mitbetheiligt. Dieser Gedanke drang in jener Zeit in die breite Öffentlichkeit ein. So nun wie der Staatsbürger aktiv an der Gestaltung des staatlichen Lebens mitbetheiligt ist, sollen auch die Glieder der Kirche sich aktiv betätigen zum Wohl der Kirche. Zum anderen ist nach der evangelischen Anschauung die Hierarchie ausgeschaltet und an ihre Stelle die Gemeinde der Gläubigen getreten, deren Glieder allesamt je nach dem Maße ihrer Gaben zum Bau der Gemeinde verpflichtet sind. Nicht Pastorenkirche, sondern gläubige Gemeinde ist die Christenheit. Daraus folgt dann, daß die allgemeine kirchliche Wehrpflicht der Laien, wie sie Wichern vorschwebte, innerlich begründet ist in der evangelischen Grundanschauung. Er hatte das Bewußtsein, eine Konsequenz aus dem evangelischen Kirchenbegriff zu vertreten, die im übrigen in keiner Richtung die besonderen Befugnisse des kirchlichen Amtes beeinträchtigen, sondern nur den Weg zu segensreicher Ausübung dieser Befugnisse bahnen helfen sollte. Wichern leitete bei diesen Erwägungen die feste Absicht, die Volkskirche zu konservieren und auszubauen. Aber er war auch der Ansicht, daß nur auf diesem Wege die Volkskirche erhalten werden könne. Nur dann, wenn das christliche Volk selbst alle seine Kräfte aufwendet, um die Nation mit christlichem Geist zu erfüllen, kann das Christentum sich als ein Faktor des Volkslebens behaupten und kann der volkstümliche Charakter der kirchlichen Gradenmittel und Ordnungen bewahrt werden. Je stärker und vielseitiger die Laienchristen, die mitten im Volke stehen, ihr Christentum im Gegensatz zum Antichristentum betätigen, desto tiefere Wurzeln muß es im Volke gewinnen, und je tiefer das Christentum im

Volksleben wurzelt, desto unüberwindlicher muß es allen Anfeindungen gegenüber werden.

Überblicken wir diese Gedanken Wicherns von der Inneren Mission, so ist klar, daß ihr praktischer Ertrag in einem doppelten besteht. Zunächst handelt es sich um eine Reihe von neuen Organisationen bezw. um Ausbau und Fortbildung vorhandener Organisationen. So nimmt das ganze Rettungswesen einen neuen Aufschwung, das Brüderinstitut wird durchgeführt, die Stadtmision in Angriff genommen, eine Reorganisation des Gefängniswesens in christlichem Geist in die Wege geleitet, um nur die Hauptgebiete zu berühren. — Sodann aber hat Wichern der Christenheit die Aufgabe gestellt, auf die breite Öffentlichkeit einzuwirken, und an den Interessen und Tendenzen des öffentlichen Lebens des Volkes teilzunehmen. Das Christentum soll — mit anderen Worten — einen sozialen Zug gewinnen, um dadurch die geschichtliche Entwicklung des Volkslebens kräftig mitzubestimmen. Nicht nur durch erbauliche Traktate, sondern auch durch eine christlich gestimmte Unterhaltungsliteratur, durch gute Volksbibliotheken soll auf das Volk eingewirkt werden. Die Presse ist in christlichem Geiste zu beeinflussen, das sich immer mehr entfaltende Vortragswesen soll dazu dienen, auch den gebildeten Kreisen die Augen zu öffnen für die Bedeutung des Christentums, für die brennenden Zeitfragen und die großen Probleme der Weltanschauung. Bei dieser Anschauung war es einfach selbstverständlich, daß in dem Maß, als die sozialen Fragen im engeren Sinne des Wortes in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses rückten, auch diese Fragen zu den christlichen Prinzipien in Beziehung gesetzt wurden. Wichern selbst hat in seinem letzten großen Vortrage, den er bald nach Gründung des neuen Deutschen Reiches mit sinkender Kraft hielt, diese

Konsequenz gezogen. Es ist allgemein bekannt und bedarf hier daher nicht der Ausführung, wie lebhaften Anklang dieser Gedanke gerade auf dem Berliner Boden gefunden hat.

Das sind — in großen Umrissen gezeichnet — Wicherns Gedanken über die Innere Mission. Sie bieten eine Fülle von Anregungen zu großen umfassenden Organisationen der helfenden Liebe. Aber sie werfen auch ein neues, kräftiges, viele praktische Konsequenzen in sich fassendes Prinzip in das kirchliche Leben unseres Volkes. Daß die Kirche ein soziales Gebilde ist und dadurch zu allen sozialen Problemen des Lebens in Beziehung steht, das hat Wichern erkannt. Nur die mit dem modernen sozialen Geist durchdrungene Christenheit kann sich als geschichtliche Macht behaupten gegenüber dem gottlosen kommunistischen Sozialismus. Setzt sich aber dieses Prinzip in dem Volksleben durch, dann ist die Volkskirche gerettet, dann werden der Staat und die organisierte Kirche in christlichem Geist weiter ihre volkserzieherische Aufgabe durchführen können. Und daran liegt schließlich alles, dazu bietet die Innere Mission ihre Kräfte dem Staat wie der Kirche als Hilfe an.

Wichern hat diese Aufgabe der Inneren Mission für keine Utopie gehalten. Er lebte der starken Hoffnung, daß sie sich realisieren werde. Er glaubte an das christliche Volk und an die mächtigen Kräfte in ihm, die nur erweckt werden müßten, um wirksam zu werden. Wenn erst die Indolenz des Privatchristentums gebrochen sein wird, wenn die Not es allen zum Bewußtsein bringt, daß nur ein aktives, in das praktische Leben eingreifendes Christentum helfen kann, dann muß die Saat aufgehen und die Frucht reifen. Dann wird die Reformation ihre Kraft erst ganz erweisen in einer lebenskräftigen Regeneration des deutschen Volkes. Dann

aber wird die Innere Mission nicht nur mit dem Staat und der Kirche im Bunde wirken, sondern sie wird mit ihrem Geist auch auf die staatlichen und kirchlichen Organisationen belebend und anregend wirken.

So sah Wichern das öffentliche Leben mit großem Blick an. Er kannte die Not, aber er war auch der Hilfe gewiß. Er war der Meinung, daß es hohe Zeit sei, Hand an das Werk zu legen, aber daß es auch noch nicht zu spät sei. Die Gedanken, die er sich in der praktischen Arbeit des Rauhen Hauses gebildet hatte, hat er in Wittenberg und dann in Schrift und Wort vor ganz Deutschland immer wieder vertreten. Nur muß hier noch hervorgehoben werden, daß diese Gedanken fraglos als eine Übertragung von Ideen des größten Theologen des 19. Jahrhunderts in die Praxis anzusehen sind. Schleiermacher sah in der Sünde nicht bloß eine Summe einzelner Taten, sondern ein „Gesamtleben“. Diesem erwächst an dem aus Christus hervorgehenden Gesamtleben ein Gegner, und dies neue Gesamtleben überwindet allmählich das alte und erneuert und heiligt die Menschheit zu einem Volke Gottes. Es ist ein Zeichen der geistigen Kraft Wicherns, daß er sich das große Verständnis des Christentums als eines geschichtlich sozialen Prozesses der Wiedergeburt und Heiligung des Menschengeschlechtes anzueignen und es in praktisch wirksame Gedanken zu verwandeln gewußt hat. So hängt das Lebenswerk des Vaters der Inneren Mission mit einer der tiefsten Ideen des Vaters der Theologie im 19. Jahrhundert zusammen. Es wurzelt in dem geistigen Leben seiner Zeit.

4.

Nicht alles, was Wichern gewollt hat, hat er erreicht. Die schweren Enttäuschungen, die der aktive und passive

Widerstand alter Gewohnheiten und Vorurteile jedem Reformator bringt, sind auch ihm nicht erspart geblieben. Im Jahre 1857 ist er nach Berlin übergesiedelt als Mitglied des Oberkirchenrats und als Vortragender Rat im Ministerium des Innern. Die Durchführung der Gefängnisreform lag ihm hier besonders am Herzen. Die Einzelhaft sollte dem sittlichen Verderben, das die Massenhäft mit sich führte, entgegengestellt werden, ein geschultes christliches Beamtenpersonal geistlich und sittlich auf die Gefangenen einwirken. Wicherns Pläne scheiderten am Widerstand des Landtages. Die Folgezeit hat freilich Wichern recht gegeben. Überhaupt ist es meines Erachtens falsch, wenn man seine Berliner Arbeit als vergeblich bezeichnen wollte. Was hat er doch, um nur einiges zu erwähnen, für die Tätigkeit des Central-Ausschusses oder für die Vorbereitung der Stadtmission, die dann durch Stöcker einen so großen Aufschwung nehmen sollte, für das Johannesstift in Plöbensee für eine maßgebende Bedeutung gehabt, und wie mannigfach sind die Anregungen gewesen, die er gerade in Berlin amtlich und persönlich gegeben hat! Wer Prinzipien verfißt, die sein ganzes Volk umspannen, bei dem kommt es nicht viel darauf an, wieviel einzelne Erfolge seine Lebenstage ihn schauen lassen.

Wicherns Bedeutung für sein Volk und seine Kirche reicht weit hinaus über die unmittelbaren Erfolge, die er erreicht hat. Worin besteht sie?

In Wichern war uns ein großer Mann des öffentlichen Lebens geschenkt, der zugleich ein echter christlicher Charakter war. Solche Gestalten sind nicht eben häufig. Wenn sie auftreten, werden sie daher nicht übersehen. Der Haß der Gegner des Christentums schärft sich an ihnen, aber die Predigt ihres ganzen Wesens und Wirkens stärkt vielen in

der Christenheit die Kraft und den Mut. Ob es ohne Wichern auch geschehen wäre, daß alle die tapferen Bekenner des christlichen Glaubens in der Presse und der Stadtmissionsarbeit, in der Volksversammlung und in dem Vortrag für die Gebildeten, die wir gehabt haben, erstanden? Um persönlichen Leben entzündet sich die Kraft. Das Leben Wicherns hat in weiten Kreisen gewirkt.

Aber bedeutsamer war ein anderes. Die Werke, die er schuf, die Häuser und Vereine, die er organisierte, die Arbeiter, die er ausrüstete, sie haben gewirkt wie ein Blumenkranz, der vom Himmel auf die Erde herabgesunken war. Und der Duft der Wunderblume Liebe ist vielen ein Geruch zum Leben geworden. Die praktische Liebe hat sich bei vielen, die der christlichen Glaubensverkündigung an sich unzugänglich geblieben wären, als eine gewaltige und wirk-same Apologie des Christentums bewährt.

Aber auch das war nicht die Hauptsache. Die Hauptsache kann man vielleicht so ausdrücken, daß Wichern die Christenheit gelehrt hat, in dem wirklichen Leben wirksam zu werden, nicht an Träumen von Erfolgen sich zu berauschen, sondern realen Zielen nachzustreben. Man kann es auch so ausdrücken: der Christ soll als moderner Mensch in der modernen Welt seine Sache betreiben mit dem Augenmaß, das der Wirklichkeitsinn verleiht. Der höchste Idealismus der Religion soll Tat werden, die Innigkeit des Glaubens zur höchsten Kulturarbeit führen. Wichern hat dies nicht mit diesen Worten ausgesprochen, aber doch meine ich, daß wir seine tiefsten Tendenzen und daher seine höchste Bedeutung durch diese Worte charakterisieren dürfen. Verdeutlichen wir uns dies noch etwas genauer.

Man war der Ansicht — Wichern bezeugt es häufig —, die Menschen müßten zur Kirche kommen, die Kirche dürfe

den Menschen nicht „nachlaufen“. Aber sie kamen nicht. Nach Wichern soll die Kirche die dem Christentum Entfremdeten, die viel geplagten und beschäftigten Menschen ihrerseits auffuchen. Nach der alten Meinung tun es Wort und Sakrament auf alle Fälle, und wenn sie in den steif-leinenen Formen einer dem modernen Menschen unverständlichen Dogmatik auftreten, gleich gut, sie allein tun es, nur der „Anglaube“ kann es bezweifeln, die Steine müssen eben zu Brot werden. Aber die Kirche, die den Menschen nachgeht, gewinnt eben hierdurch ein anderes Verständnis der Sachlage. Sie lernt die wirklichen Menschen kennen mit ihren modernen Idealen und Irrtümern, mit ihrem besonderen inneren und äußeren Bedarf. Und sie trachtet nun, das Christentum³ in ihr Leben einzuführen als eine ihnen verständliche und ihnen nützliche, als eine wirksame Macht. Nicht dogmatisches Gezänk, sondern schlichte, gemeinverständliche Wahrheit, ausgedrückt in einer Sprache, die alle verstehen, nicht die Furcht und Flucht vor der Welt, sondern Verständnis ihres Wesens und Bedarfes und Anwendung der Mittel, die auf sie wirksam sind — das soll die christliche Verkündigung bringen. Sie soll ewig neue — d. h. aber auch moderne — Predigt sein. Und erreicht die Predigt nicht mehr alle, so tut es vielleicht der Stadtmissionar oder ein christliches Buch, und langen diese Mittel nicht zum Ziel, so vielleicht ein Flugblatt oder die Tagespresse, die in jedes Haus kommt. Man soll nicht auf den Stelzen der Prinzipien einherschreiten, sondern mit warmem Fuß über die wirkliche Erde gehen, mit warmer Hand geben, mit warmem Herzen wirken, und Gottes Sonnenschein wird dann dem Werk nicht fehlen.

Sinein mit dem Christentum in das wirkliche Leben, hinein mit den wirklichen, immer mächtigen Mitteln des Glaubens

und der Liebe! Das wollte Wichern. Dem modernen Menschen mit all seinen besonderen Ängsten, Nöten, und Unsechtungen die Wahrheit, die, weil sie ewig ist, auch immer moderne Wahrheit ist, aber die ganze Wahrheit, unverblümt und unverkürzt, denn nur sie hilft, weil in ihr Christus, der ewig starke Herr, wirksam und gegenwärtig ist. Wer es so ansieht, den bewegt die ewige alte Autorität Gottes im Herzen, und gerade sie macht ihn frei von der kleinlichen Furcht vor den „neuen“ Formen und von jener feigen Pietät vor dem „Alten“, die zur Stagnation des Lebens führt.

Wir haben diese Gedanken absichtlich so scharf als möglich zugespitzt, denn es handelt sich für uns darum, an dem entscheidenden Punkt Wicherns Bedeutung für die Kirche möglichst anschaulich zu machen. Er hat die Kirche gelehrt, den Schritt in das wirkliche, moderne Leben zu machen, und er hat seiner Forderung dadurch ein gewaltiges Gewicht gegeben, daß er die Existenz der Volkskirche von ihrer Erfüllung abhängig machte. Diese Anregungen Wicherns sind nicht ungehört verhallt, sie sind vielmehr Gemeingut der Kirche geworden. Die Innere Mission ist nicht vor den Toren der Kirche stehen geblieben, sondern sie ist in die Kirche eingezogen, und ihre Tendenzen sind von der Kirche willig akzeptiert worden. Man sieht es in allen kirchlichen Kreisen heutzutage geradezu als selbstverständlich an, daß die Werke der Inneren Mission ein notwendiger Bestandteil der kirchlichen Arbeit sind, und daß die Kirche auf das wirkliche Leben in der Weise, wie es sich Wichern gedacht hat, einzuwirken hat. Predigt und Seelsorge, Gemeindeorganisation und Armenpflege, kurz alle Lebensäußerungen der Kirche sind von diesen modernen Tendenzen ergriffen worden, und sie setzen sich immer mehr durch. Wir sind alle praktischer geworden, und was wollten wir mehr, als daß dies praktische

Christentum immer tiefer Wurzel schlagen und immer weiter sich ausbreiten könnte, uneingeschränkt und unbehindert durch die immer wieder aufbrausenden Kämpfe der „Richtungen“ in der Kirche. Indessen auch diese sind zuzeiten unvermeidlich.

Die Innere Mission hat — so sahen wir — viel dazu beigetragen, die Kirche mit den Tendenzen zu erfüllen, deren sie in der modernen Welt bedarf. Sie hat dadurch aber auch dazu beigetragen, daß die Einwirkungen von Kirche und Christentum auf unser Volksleben gekräftigt worden sind. Vor aller Augen liegen die großen Dinge, die der christliche Geist in der neueren sozialen Gesetzgebung errungen hat. Es sei nur an das Altersversorgungs-gesetz, an die Fürsorge-erziehung, an die Reformen des Gefängniswesens erinnert. Oder man denke an den stetigen Einfluß der Gedanken der Inneren Mission auch auf die staatlichen Organe hinsichtlich der Bekämpfung der Unzucht, des Schmutzes in Bild und Wort, des Mädchenhandels usw. Man braucht diese Gebiete nur zu nennen, um die Bedeutung des Vaters der Inneren Mission auch auf das Leben des Staates und des Volkes zu verstehen.

Aber allerdings, jedes der erwähnten Gebiete erinnert uns auch daran, wie weit zurück wir doch noch in der Verwirklichung des Wichernschen Programms sind. Man darf den Satz, ohne die Furcht alsbald widerlegt zu werden, getroßt aussprechen, daß die Innere Mission von den Tagen Wicherns bis zu dieser Stunde, trotz aller begeisterten Arbeit und trotz stetigen Fortschrittes, niemals auch nur entfernt dem vorhandenen Bedarf entsprochen hat. Es hat immer sehr viel mehr Not und Elend in materieller wie sittlicher Beziehung gegeben, als daß die Kräfte und Anstalten der Inneren Mission zu ihrer Bewältigung ausgereicht hätten.

Und hat sich dann das Werk der Inneren Mission auch ausgebreitet, so ist die Not doch noch schneller gewachsen. Das muß offen bekannt werden, und es muß auch dankbar anerkannt werden, daß der Staat wie die Kommunen — mit unter dem Einfluß des Beispiels der Inneren Mission — sich immer energischer in ihrer Weise an der Abhilfe all der Nöte, mit denen die innere Mission ringt, zu beteiligen beginnen.

Aber der Ernst der Lage wird uns erst recht zum Bewußtsein gebracht, wenn wir von der äußeren Not hinblicken auf die religiöse und sittliche Verwahrlosung immer weiterer Kreise unseres Volkes, die ja nicht nur in den unteren Schichten, sondern gerade so in den höheren Kreisen sich immer mehr ausbreitet. Nicht um Sünden der Übereilung oder der momentanen Begierden — sie waren immer da — handelt es sich dabei, sondern um eine prinzipielle Anerkennung des Rechtes der Sünde, die man wohl gar als „Ausleben“ der natürlichen Kräfte verherrlicht oder als „Krankheit“ entschuldigt, immerhin aber „interessant“ findet. Das Wort „Sünde“ wird immer seltener bei uns und mit dem Wort schwindet das Bewußtsein des Ernstes der Sünde.

Viele in unserem Volk sind heute dem christlichen Geist sehr viel mehr entfremdet als zu Wicherns Zeit. Sprach er schon von einem „Heidentum“ in unserem Volk, um wieviel mehr können wir das tun! Der Ausdruck trifft nur einen Tatbestand, den wir alle vor uns haben, man hüte sich freilich vor dem Mißbrauch, daß man ihn allen denen an den Kopf wirft, deren Ansichten uns unsympathisch sind. Die unchristliche Weltanschauung wechselt die Maske, ihr Wesen bleibt dasselbe und den christlichen Ernst in der Beurteilung der Sünde teilt sie nie. Die Erscheinungsformen dieser Weltanschauung sind heute zum Teil andere als vor

zwei Menschenaltern, aber sie sind darum nicht weniger verderblich.

Heben wir einige Züge hervor. Gegen jede Autorität — die irdische wie die göttliche — erhebt sich prinzipieller Widerspruch. Aber Widerspruch gegen die Autorität ist Widerspruch gegen die Geschichte und gegen das Erbe unserer Vergangenheit. Wer aber der eigenen Geschichte widerspricht, der sprengt die Fundamente des eigenen Hauses in die Luft. Die Negierung der Autorität ist aber zugleich Negierung der Religion. Irreligiosität zeigt sich heute fast weniger in dem Kampfe wider die Religion als in der völligen Gleichgültigkeit gegen sie. Sie erscheint so vielen viel zu unreal, um sie ernstlich zu bekämpfen. Und welche Stellung hatte doch die Religion im Leben unseres Volkes seit unvordenklichen Zeiten? Wir laufen Gefahr, uns selbst zu verlieren, wenn wir diesen Edelstein in der Krone unserer Geschichte verlieren. Oder sollte etwa jener Materialismus, den man neuerdings mit dem vornehmeren Namen als „Monismus“ vorstellt, uns einen Ersatz für die Religion bieten? So wenig als ein zersprungener Riesel für einen Diamanten! In den minder gebildeten Kreisen hat jetzt die Stunde der Begeisterung für diesen theoretischen Materialismus geschlagen. Aber sind die Gebildeteren nun wirklich besser daran mit ihrem praktischen Materialismus, der Wert und Bedeutung nur dem materiellen Gewinn und Genuß beilegt? Oder wird vielleicht die Lüge, mit der man irgendwelche Phrasen und Schlagwörter — idealistische oder materialistische gleich gut, die neuesten sind immer die besten — wiederholt, als wäre man für sie begeistert, über diese innere Erniedrigung hinweghelfen. Sie trägt doch nur die Gefinnungslosigkeit, die hinter dem Echauffement für alles mögliche, wenn es nur „modern“ ist, steht, zu all dem inneren

Dammer hinzu. Aber wo keine kräftige klare Gesinnung ist, da ist das Wort ein leerer Schall und die Plerophorie der stets bereiten Phrase überzeugt niemanden. Und da wächst dann auch jenes Strebertum verschämter oder auch unverschämter Art empor, dem das Beste und Höchste nur Schemel für das eigene Vorwärtstommen ist.

Man könnte dies Bild genauer ausmalen. Aber das Gesagte genügt, um zu verstehen, wie umfassende und tiefgehende Aufgaben der Inneren Mission heute wieder erwachsen, wenn man an die Fragen der Weltanschauung denkt. Und sie regen sich überall, oben wie unten, in den Kreisen der Hochgebildeten und unter der Arbeiterbevölkerung. Jedermann weiß, wieviel durch apologetische Schriften und Vorträge, durch die Verbreitung christlicher Literatur und durch die Tageszeitungen versucht wird, um den zersetzenden und entfäulenden Einflüssen des modernen Heidentums entgegenzutreten. Man hat viel gelernt auf diesem Gebiet seit Wichern. Das Bestreben, die christliche Literatur auf die Höhe zu führen und sie den modernen Bedürfnissen entsprechend zu gestalten, macht sich neuerdings von den verschiedensten Standorten her geltend. Aber doch kann nicht geleugnet werden, daß hier überall noch viel zu wenig geschieht, daß die große Aufgabe noch längst nicht überall mit der genügenden Klarheit verstanden und ergriffen ist, und daß noch viel daran fehlt, daß alle, die mitarbeiten könnten, mitarbeiten, und daß alle, die man erreichen könnte, erreicht werden. Große schreiende Aufgaben umgeben uns, und es ist viel zu wenig, was zu ihrer Erfüllung geschieht.

So blicken wir denn heute mit dankbarem Herzen zu dem Gott empor, der uns in Wichern den großen Anfänger und Herold der Inneren Missionsarbeit gesandt hat und der durch Wichern einen mächtigen Anstoß zur Regeneration des

christlichen Lebens gegeben hat. Aber mit diesem Dank verbindet sich auch das Bewußtsein von der ungeheuren, unabsehbaren Aufgabe, die unerfüllt vor uns liegt. Und dazu tritt die ernste Klage darüber, daß noch immer viel zu wenig auf dem Gebiet der Arbeit der Inneren Mission geschieht, weil es noch immer bei vielen unter uns an dem rechten Verständnis der weltgeschichtlichen volkerhaltenden Kulturbedeutung unserer Sache mangelt. Die Innere Mission genügt ihrer Aufgabe noch lange nicht. Das liegt nicht an der Qualität ihrer Arbeit, es ist wesentlich durch den quantitativen Mangel bedingt. Immer wieder mangelt es an Kräften zur Arbeit, und immer wieder müssen die besten Gedanken unverwirklicht liegen bleiben, weil es — ganz trivial — am Gelde fehlt. Noch immer müssen wir klagen und fragen, ob die fünf Brote und zwei Fischlein für die große Volksmenge genügen können.

So wird der große Herold der Inneren Mission auch zum Bußprediger an unsere Zeit. Das Programm Wicherns ist unserem Volk zu großem Segen geworden, aber gerade darum richtet es an dies Volk auch die ernste Bußfrage: warum ist das anerkannte Programm nicht ernster, treuer und allseitiger verwirklicht worden?

Aber, wenn wir trotzdem im Glauben unser Herz erheben und frohen Mutes in die Zukunft blicken, so geschieht das in der Überzeugung, daß Gott selbst unsere Sache führt. Darum wollen wir arbeiten und nicht verzagen, kämpfen und nicht übermütig oder unmutig werden. Wicherns Wahlspruch war: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Wie dies Wort wahr geworden ist in seinem Leben, so soll es auch wahr werden an dem Werk seines Lebens, der Inneren Mission. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.





Im Verlage von **Edwin Runge** in **Gr. Lichterfelde**
erschien ferner:

Das Abendmahl im Neuen Testament.

Von

Reinhold Seeberg.

 6.—10. Tausend. 

(Biblische Zeit- und Streitfragen I. Heft 2).

Preis 45 Pfg.

Offenbarung und Inspiration.

Von

Reinhold Seeberg.

(Biblische Zeit- und Streitfragen IV. 7—8 Heft).

Preis 1.— Mk.

Julius Beltz, Hofbuchdrucker, Langensalza.

BT10 .S42
Seeberg, Reinhold, 1859-1935.
Von Christus und dem Christentum : Aufs

BT
10
S42

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA



PRINTED IN U.S.A.

23-262-002

A326

● A3261

